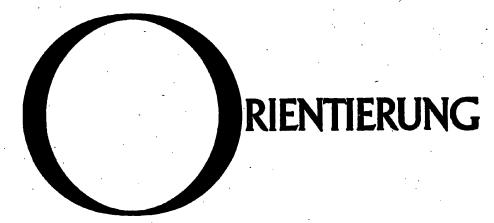
Katholische Blätter für weltanschauliche Information



Nr. 8 39. Jahrgang

Erscheint zweimal monatlich

Zürich, den 30. April 1975

те wirklichkeit «sieht nämlich so aus, daß viele Fenster und viele Türen aus dem Haus der Kirche zum Marktplatz der gesellschaftlichen Öffentlichkeit hin offen sind, auf der Fassadenseite ebenso wie in den Hinterhöfen. In all diesen offenen Fenstern und Türen zeigen sich Gruppen, die sagen: So sieht die Kirche aus! So stellen wir uns die Kirche vor! Dies, was wir vertreten, ist die wirkliche Kirche! Alle versuchen, sich zu übertönen. Hinter ihnen jedoch, wo eigentlich die Türen zum Inneren, in den Versammlungsraum des Hauses führen sollten, sind die Wände vermauert. Die einzelnen Gruppen innerhalb der Kirche sprechen nicht mehr miteinander. Sie messen sich in Lautstärke nach außen; aber sie befragen sich nicht, sie hören nicht aufeinander, sie verriegeln die Möglichkeiten dazu. Auf diese Weise .aber wird we'der für die eingeschlossenen Gruppen die eigene Kirche transparent, noch erhält die Gesellschaft ein Bild der vollen, der vielschichtigen kirchlichen Wirklichkeit. Die Monologe verbauen nicht nur den Weg zum innerkirchlichen Kommunikationsraum; sie verhindern auch die Selbstdarstellung, die Präsenz der Kirche in der Gesellschaft, »

IE SCHWIERIGKEITEN «mit dialogischer Kommunikation sind insofern typisch kirchlich, als sich die kommunikative Tradition der Kirchen über Jahrhunderte hinweg an monologischen Modellen orientiert hat. Das Paradebeispiel findet sich im Modell der Kanzelpredigt, die normalerweise als ein Monolog eines beauftragten Predigers hin zur Gemeinde praktiziert wurde. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Kirchen eines langwierigen Lernprozesses bedurften, um von der Einweg-Monolog-Kommunikation auf einen wechselseitigen Kommunikationsprozeß umzudenken und umzustellen, der den eigenen Geltungsanspruch in die Wirklichkeit umzusetzen ebenso entschlossen ist. wie den der andern zu tolerieren). Es ist freilich in der kirchlichen Praxis nicht zu verkennen, daß monologische Verkündigung und Herrschaft in den Kirchen noch einen erheblichen Raum einnehmen

und den (Dialog) als sublimere Methode der Bekehrung zu verstehen scheinen. Immerhin haben wir in wichtigen Dokumenten der Kirchen wenigstens eine theoretische Anerkennung des Dialogs als Prinzip der Kommunikation von Kirche und Gesellschaft. (...) Dialog wird zur Weise der Verkündigung einer Kirche, welche ihre Tagesordnung an den Fragen, Problemen und Auseinandersetzungen der Zeitgenossen ausrichtet.»

Forum statt «Kanzel»?

Die beiden Zitate stammen aus zwei verschiedenen, unabhängig voneinander entstandenen innert Jahresfrist erschienenen Studien zum gleichen Gegenstand: Das Ende der katholischen Presse1 heißt die eine, Notstand im christlichen Pressewesen2 die andere. Darauf hinzuweisen besteht ein doppelter Anlaß: der bevorstehende «Welttag der Kommunikationsmittel» (10./11. Mai) (an dem nun auch in der Schweiz der «Mediensonntag» begangen wird), ferner die zum gleichen Termin fällige Diskussion über die Vorlage «Information und Meinungsbildung in der Kirche und Öffentlichkeit» auf einigen Diözesanversammlungen der Schweizer Synode 72. Dabei geht es u.a. um den Plan, ein «Forum für innerkirchliche Kommunikation» zu schaffen und dafür eventuell die Schaffung oder den Ausbau einer Wochenzeitung für die ganze deutsche Schweiz ins Auge zu fassen. Die Vorlage der Diözesansynode Chur beruft sich dafür ausdrücklich auf den dritten Band der erstgenannten Publikation: «Das Ende wird publik.» (Seite 50 f.)

Verfasser ist der in München bei Prof. Roegele ausgebildete Zeitungswissenschaftler Hans Wagner, bekannt als Kommentator der Pastoralinstruktion «Communio et Progressio» (CP) über die «Instrumente der sozialen Kommunikation». Wagners Grundthese zielt a) negativ auf die Überwindung einer katholischen Presseideologie, die als «liberalistisch-individualistisch» und als «Korruption der Idee einer universalen Öffentlichkeit» angeprangert wird, b) positiv auf die Forderung nach einer öffentlichen Meinung in der Kirche, die aus dem Gespräch (aller) ihrer

Publizistik

Die Sache mit der «katholischen Wochenzeitung»: Kirchliche Binnenkommunikation versus «von der Welt bestimmte Tagesordnung»? – Forumskonzept nach H. Wagner von Churer Vorlage der Synode 72 aufgegriffen – Studie von F. P. Schaller über christliche Presse in der Schweiz – Seine differenziertere Sicht scheint der Basler Vorlage vorzuschweben – Die Kontroverse um «Publik» darf die schweizerische Fragestellung nicht präjudizieren – Wo bleibt ereignis- und handlungsbezogenes Konzept?

Ludwig Kaufmann

Entwicklungshilfe

Danilo Dolci erzählt: Ein Norditaliener auf Kunstreise entdeckt neben sizilianischen Säulen Menschen – Partinico im Revier der Mafia – Die Unzufriedenen werden nicht von sich aus aktiv – Wie es zum Bau des Staudamms kam – Demokratisch verwaltetes Wasser regnet nicht vom Himmel – Selbst ein Erdbeben schafft noch keine neuen Vorstellungen von Gemeinschaft – Erziehungszentrum als neuer Damm – Geburtshelferdienst der Gruppe – Gegen den Verhärtungsprozeß beim Erwachsenwerden – Die Ausdrucksfähigkeit über Gesang und Musik entwickeln – Die Flöte – Eine neue Welt wird nicht von einem Architekten, sondern vom kreativ gewordenen Volk gebaut.

Danilo Dolci, Partinico|Sizilien

Abrüstung

Alternative zur Rüstungsspirale: Die eigene Friedfertigkeit und die Bösartigkeit der andern – Soll man sich nach der «denkbar schlechtesten Möglichkeit» ausrichten? – Gegenüber dem Hungerproblem rechnet man nicht einmal mit dem, was wahrscheinlich eintritt – Warum kein Interesse an Weltföderation? – Soziale Verteidigung durchbricht Abschreckungsspirale – Herausforderung an die Kirchen – Kann Jesus zum universalen Friedenssymbol werden?

Raymund Schwager

Judentum

Zum jüdischen Selbstverständnis: Das jüdische Faktum geht der Frage nach dem Wesen voraus-Auschwitz und Zionismus, Marx, Freud und Einstein – Jüdische Zukunftsfreude – Doch wer ist Jude? – Die Praxis: Zum Alltag der Geschichte gehört der Abfall, «wie alle Völker» zu sein – Aber selbst im jüdischen Atheismus Zeugnis für Gott – Der kollektive Hiob – Aufstand gegen das Leiden und seine Annahme – Mit Marxisten und Christen für dieselbe Zukunft eintreten, aber diese nicht als schon vollendet für sich beanspruchen.

Hermann Levin Goldschmidt, Zürich

Gruppendynamik

Gruppendynamische und religiöse Erfahrungen: Zielsetzung und Publikum der Gruppenveranstaltungen – Betroffenheit über christliche Inhalte – Der «Feind» wird zum Nächsten – Vertrauen als Voraussetzung für Glauben. Glieder erwächst (CP Nr. 115). Dieses Gespräch, so folgert der Autor aus dem gleichen Dokument (Nr. 19) könne nur mit Hilfe jener Techniken in Gang kommen, die in der Lage sind, die Zeitgenossen und auch die Glieder der Kirche «sozusagen um einen runden Tisch zu versammeln», d.h. mit den Medien der sozialen Kommunikation. Diese aber müßten «von journalistischen Gesprächsleitern verwaltet werden, welche sich als Anwälte der chancengleichen Meinungsfreiheit aller verstehen und nicht als Okkupanten von Kanzeln gerieren, von denen aus das gemeine Volk zu führen ist.»

Man sieht: auch hier, wie im Zitat aus dem andernWerk, taucht die «Kanzel» als Bild des Monologs auf, von dem man sich absetzen will: es wird nun aber auf heutige «Okkupanten» außerhalb des sakralen Raums angewandt. Wagners Gegenmodell ist das eines Forums, und dieser Gedanke wird zunächst an einem historischen Auftrag verdeutlicht, um dann für die Zukunft neu formuliert zu werden.

Der «Forumsauftrag» (29 ff.) erfolgte durch die Deutsche Bischofskonferenz im Jahre 1967, zu einer Zeit da «in Europa das große Zeitungssterben begann... und im nachkonziliaren Aufbruch bereits die ersten Signale der innerkirchlichen Polarisation nicht mehr zu übersehen und zu überhören waren». Gemeint ist die Gründung einer Katholischen Wochenzeitung (KWZ), die dann anderthalb Jahre später zum Katholikentag in Essen spektakulär als «Publik» erschien.

Der Auftrag, ein «Forum innerkatholischer Diskussion» zu sein, war allerdings seitens der Bischöfe nur der letzte von vier Teilaufgaben. Voran ging: Information, Kommentierung und Dokumentation. Wagner selbst spricht von einer «gewissen Widersprüchlichkeit», interpretiert aber die weiteren Verhandlungen der Vorbereitungszeit im Sinne seiner Grundidee: «Nicht mehr Verchristlichung der Öffentlichkeit, nicht mehr die Formation des Katholizismus ist das Ziel des Organs, sondern Integration durch Kommunikation..., (Gemeinschaft durch Mitteilung).» Wagner sieht in diesem Medienprogramm die «alte universale Öffentlichkeitsidee» der Kirche «zum erstenmal annähernd konsequent, annähernd sachgerecht umgesetzt». Exemplarisch findet er aber auch den «Versuch, die Kommunikationsfreiheit im Rahmen und im Interesse des Forumsauftrages zu ordnen», und zwar nach vier Kriterien: Lehre der Kirche (Glauben/Sitten), keine einseitigen Gruppeninteressen, «Einheit und Sendung der Kirche», Geist des Dialogs und der Brüderlichkeit (34).

Das wär's gewesen! meint Wagner, diesem Konzept hätte man folgen sollen. Man folgte aber nicht, und so gelte es jetzt, drei Jahre nach dem «Tod» von Publik, darauf zurückzugreifen.,

Warum folgte man nicht?

Dieser Frage müßte man doch wohl etwas nachgehen, bevor man nunmehr in der Schweiz auf ein «Forum» nach dem Konzept Wagners hinsteuert. Man liest in Nr. 2, 3.3, der Vorlage von Chur, die dort bereits in zweiter Lesung über die Bühne geht, zum Thema «Forum für innerkirchliche Kommunikation»:

«Am einfachsten könnte es durch die Gründung einer Wochenzeitung geschaffen werden. In ihr hätten sowohl die kirchlichen Amtsträger als die verschiedenen Organisationen, Verbände und Gruppierungen (bis hin zu den sogenannten extremen Formationen) in angemessener Weise zu Wort zu kommen. Eine solche Zeitung dürfte weder Sprachrohr der Bischöfe noch irgendeiner anderen Gruppe sein. Die Redaktion müßte sich als (Gesprächsleiter) verstehen und hätte die Aufgabe, jene Gruppierungen, die sich selbst vom Gespräch absondern, immer wieder zum Dialog einzuladen.»

Das Erstaunlichste an diesem Passus sind wohl die ersten Worte, wonach es «am einfachsten» wäre, das gewünschte Forum als Wochenzeitung zu gründen. Im Vergleich wozu am einfachsten? - wäre hier zu fragen, und es wären alle möglichen Formen von Kommunikation durchzugehen, die dem im Kontext vorgebrachten Anliegen gerecht werden könnten, «der Schweizer Kirche» ein «verbindendes Element» zu geben: ein Anliegen übrigens, das derzeit nun eben gerade das vielgliedrige, föderalistische (und deshalb komplizierte!) Gewebe der Synode 72 verfolgt. Im Kontext Presse aber liest man den Vorschlag mit dem Nachdruck auf «gründen», und da ist nun doch zu sagen, daß die Neugründung einer Wochenzeitung schon als solche (wie andere Beispiele zeigen) nicht einfach ist, und daß man «der» Schweizer Kirche als Ganzem ja nur mit einem mehrsprachigen Blatt beikäme, was offenbar nicht einmal zur Diskus-

Aber wie steht es mit dem Konzept des Dialog-Forums für eine Wochenzeitung? Wird sie ohne weiteres so attraktiv sein, daß sie, wie beabsichtigt, «selbsttragend» wird (allerdings «für den Notfall durch kirchliche Gelder abgesichert»: 2. 3. 6)? Und wie stellt man sich das «Mittragen» der Bischöfe und wie die «Kontrolle» (des allseitigen Gesprächs) durch den «vorgesehenen Katholikenrat» (2. 3. 5) vor? Kann man - nach bisherigen Erfahrungen mit Foren, Podien, Treffpunkten, Drehscheiben und Synoden wirklich erwarten, daß die Gesprächsunwilligen der wiederholten Einladung folgen werden? -Die Redaktion, die im erhofften Sinn «Gesprächsleiter» macht, ist noch nicht erfunden, und es ist kaum denkbar, daß eine gedruckte . Aussprache zustande kommt, wenn nicht wirklich miteinander «gesprochen» wird, das heißt ein lebendiges und öffentliches Forum im Stil der Synode - der «Katholikenrat»? - nicht als Kontrollinstanz, sondern als engagierter Träger und dynamisches Ereignis hinter der Veröffentlichung steht: ein Forum, das nicht als «Innenraum» konzipiert ist, wo man allzuleicht der Nabelschau verfällt, sondern das sich seine «Tagesordnung an den Fragen, Problemen und Auseinandersetzungen der Zeitgenossen aus-

Hier kommen wir auf die beiden eingangs abgedruckten Zitate zurück. Das erste mit dem Bild vom «Versammlungsraum» im Inneren des Hauses ist nämlich im Kontext direkt in der deutschen Diskussion um «Publik» angesiedelt und tritt der Auffassung entgegen, wonach mit Publik die Kirche «die Türe zur Gesellschaft zugeschlagen» habe.⁴ Das

zweite Zitat hingegen, das in der Kommunikation von Kirche und Gesellschaft letzterer die Aufstellung der «Tagesordnung» zuerkennt, steht in einem Kontext über die Schwierigkeiten, die das Prinzip Dialog für die Kirche (aufgrund der geglaubten universalen Verbindlichkeit der Botschaft Christi) hat. Es ist von einem Text des Ökumenischen Rats der Kirche⁵ inspiriert und stammt aus einer Arbeit, die einen Schweizer zum Verfasser hat. Fritz Patrick Schaller hat «Sinn und Möglichkeit christlicher Pressearbeit» an der «Problematik der katholischen Presse in der deutschen Schweiz» (Untertitel) dargestellt; dabei hat er aber erstens auch sehr instruktive und informative Vergleiche zur Westschweiz, zur evangelischen Kirchenpresse und zur sozialistischen Parteipresse gezogen und auch bundesdeutsche Erfahrungen, ja sogar solche im Ostblock (Jugoslawien) nicht außer acht gelassen.6

Das Buch, das sich im Vergleich zum andern durch ein Sachregister auszeichnet, geht auch kurz auf das «gescheiterte Experiment (Publik)» ein und erwähnt zunächst (aus dem gleichen Forster-Bericht, den auch Wagner benützt) die «katastrophale Marktsituation der Bundesrepublik», sodann eine Einschätzung von Publizistik-Professor Michael Schmolke (früher Münster, jetzt Salzburg) über die aufgrund einer Inhaltsanalyse eruierten redaktionellen Hintergründe des Scheiterns von (Publik). Darnach hätte «(Publik) die Forumsfunktion in so hohem Maße zu erfüllen sich bemüht, daß davon die Erfüllung der Zielvorstellungen (anspruchsvolle Wochenzeitung) (mit Führungsaufgabe) und (eigene profilierte Redaktionsmeinung) beeinträchtigt wurden». Publizistisch wäre also (Publik) ausgerechnet «an dem hinter der Forums-Idee steckenden pluralistischen Konzept gescheitert» (206).

Diese Einschätzung über den «Pluralismus» von Publik läßt sich natürlich bestreiten, und Schmolke ist denn auch die Hauptzielscheibe der polemischen Ausfälle, mit denen Wagner in seinem Buch nicht spart. Immerhin spricht auch Wagner über die Phase der eigentlichen Beauftragung der Publik-Redaktion von einem «Hauptauftrag» (angesehene, d.h. von Multiplikatoren und von den übrigen Medien beachtete, weil profilierte Zeitung), der zum «Zielkonflikt» geführt habe (nämlich zwischen diesem Auftrag und innerkirchlichen Forumserwartungen).

Doch lassen wir diesen Streit aus der teilweise erbitterten Nachrufdebatte, die offenbar noch nicht beendet ist. Hier muß es genügen darauf hinzuweisen, daß es diesen Streit gibt, daß also die publizistischen Thesen Wagners zwar als Denkanstoß, nicht aber als unbestrittenes Orakel zu übernehmen sind. Für die schweizerische Synodendiskussion sowie für die den Bischöfen empfohlene «Prüfung» der Neugründung wird man erwarten dürfen, daß mindestens neben dem von der deutschen Kontroverse geprägten Buch Wagners auch die spezifisch schweizerische und sehr viel differenzierter urteilende Arbeit Schallers studiert wird. Dabei wird man

übrigens zwischen beiden auch durchaus weiterführende Konvergenzen feststellen (etwa in der Einschätzung des «Gong» bei Wagner und der «Woche» bei Schaller oder in der Parallele der neuen [regionalen] Pfarrblätter hier und der Bistumsblätter dort). Auch an Sympathie für eine neue katholische oder ökumenisch-kirchliche Wochenzeitung fehlt es Schaller nicht, nur zweifelt er am genügenden Markt. Die Zukunft christlicher Pressearbeit sieht Schaller vor allem in der Aus- und Weiterbildung kirchlicher Ressortspezialisten für unabhängige Zeitungen. Nicht zuletzt wäre aber auch für die «Binnenkommunikation» in der Kirche zu beherzigen, was Schaller gleich zu Beginn seiner Arbeit (33 ff.) - in Umkehrung der üblichen Reihenfolge - vom Primat der Unterhaltung gegenüber den Funktionstypen der Information und Meinungsbildung

schreibt, und zwar in Verbindung mit der «Sozius-Funktion» zur Kompensation des Leistungsprinzips. Hier gibt es Berührungspunkte bis hin zum kirchlichen Gottesdienst und der «Kirche im Tanz» (das Konzil als «Feier», die Synode ein Fest!), sofern wirklich «Gemeinschaft durch Kommunikation» angestrebt wird.

Ludwig Kaufmann

Anmerkungen

- ¹ Wagner H., Das Ende der Katholischen Presse, 3 Bändchen. Paul Pattloch Verlag Aschaffenburg 1974. (Zitat aus Bd. III, 5.28).
- ² Schaller F. P., Notstand im christlichen Pressewesen. Benziger-Verlag Zürich-Einsiedeln-Köln 1974, 236 Seiten. (Zitat: S. 118 f.)
- 3 Paulinus-Verlag Trier 1971.
- ⁴ Der Mario von Galli zugeschriebene Ausspruch bedeutete im Kontext, es sei eine Tür zur größeren Kommunikation zugeschlagen worden. Das

aber muß Wagner hinterher gerade dort bestätigen, wo er sich damit auseinandersetzt, «daß Publik in den Redaktionsstuben der übrigen Maßenmedien und in den Studios der Rundfunkanstalten zu den meistgelesenen und meistzitierten Blättern gehört, daß Publik-Leser sogenannte Multiplikatoren sind...» (36), die er dann allerdings später (43) als «elitäre Schicht» abguslifziert

- ⁵ Danach ist der Auftrag der Kirchen «seinem Charakter nach pluralistisch, d.h. immer konkret. Die Botschaft und die Strukturen der Kirchen können nur im Hinblick auf die gewaltige Vielfalt vorhandener Wirklichkeiten formuliert werden, in denen wir leben. Das ist der Grund, warum es der Welt erlaubt sein muß, die Tagesordnung der Kirche aufzustellen.» (OeRK, Genf 1967. Schaller 118^{AB6}). Vgl. auch Vorlage der Synode Basel 4.1.2 (Juni-Session).
- ⁶ Die Arbeit entstand in Fribourg unter dem Patronat des Pastoraltheologen Prof. Alois Müller und im Kontakt mit dem Publizistik-Professor an der Universität Zürich, Christian Padrutt.

ENTWICKLUNGSHILFE IN MIKROSKOPIE

Danilo Dolcis Versuche eines maieutischen Dialogs, von ihm selbst erzählt.

Von Partinico als einer der berüchtigtsten Mafia-Zonen Siziliens war kürzlich in der Presse im Zusammenhang mit der Kampagne um die Rolle des italienischen Botschafters in Lissabon, Messeri, die Rede. Zugleich tauchte auch der Name des «Schriftstellers und Soziologen» Danilo Dolci auf. Er bürge, so hieß es, für die Exaktheit der Tatsache, daß der italo-amerikanische Mafia-Boß Frank Coppola Teigwarenpakete an diejenigen verschenkt habe, die bei den Senatswahlen in Partinico-Monreale für Messeri stimmten. Die Meldung bezeugt das Ansehen, das Danilo Dolci genießt, und den Mut, den er inmitten des Mafia-Reviers beweist. Was aber ist das eigentliche Werk dieses Mannes? Vielleicht sollte man ihn den Paolo Freire von Sizilien nennen Jedenfalls ging es auch Dolci seit jeher um Bewußtseinsbildung und Ausdrucksfähigkeit auf dem Weg zu partnerschaftlicher Entwicklungsarbeit. Nur liegt sein «Feld» nicht im fernen Lateinamerika, sondern in Europa und zwar in Italiens eigentlicher Entwicklungszone, dem ärmlichen Westsizilien. Hungerstreiks und der Bau des «Borgo di Dio» für gegen zwanzig Waisenkinder, deren Väter durch Mafiosi umgebracht worden waren, standen am Anfang der unblutigrevolutionären Sozialreform des Poeten und Pädogogen Dolci. Der Bau eines Staudammes am Jato gab ab 1963 viertausend Menschen ganzjährige Arbeit und Einkommen. Neben der Genossenschaftsarbeit steht jetzt eine Modellschule vom Kindergarten bis zur Oberstufe im Mittelpunkt der «mikroskopischen» Entwicklungsarbeit in der Region von Partinico. Wie es dazu kam und was die Grundlagen dieser Arbeit sind, schilderte Danilo Dolci in einem Gespräch mit Bernd. H. Stappert vom Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart, der die folgenden Passagen übersetzte und für uns auswählte. Die Redaktion

Über die Anfänge

Ich war im Norden Italiens geboren und aufgewachsen, hatte dort gearbeitet und war in meiner eigenen Entwicklung vom Norden geprägt. Nach Sizilien kam ich, um die griechischen Baudenkmäler zu besichtigen, denn ich hatte Architektur studiert. Nun sah ich, wie neben den Säulen und Steinen Menschen lebten, und für mich war es eine große Überraschung, diese Menschen zu sehen, denn ich wußte eigentlich nichts von ihnen. Die Zeitungen hatten von ihnen in einer Art und Weise berichtet, die sich für mich nicht nur als verfehlt, sondern sogar als ungerecht herausstellte. Blutrünstig sollten diese Leute sein; aber statt dessen stieß ich auf Menschen, die auf der Suche danach waren, arbeiten zu können, verstehen zu können, teilhaben zu können am Fortschritt und der Entwicklung von ganz Sizilien.

Ich sah also, mit welcher Ungerechtigkeit man im Norden Italiens diese Leute behandelte, und ich habe in der Folge nachgedacht und hin- und herüberlegt und bin dann nach Sizilien zurückgekehrt, um mit diesen Menschen und für sie zu arbeiten.

Der Anfang ist für mich sehr schwer gewesen, denn ich war in völliger Unkenntnis über den Süden, ganz und gar unwissend aber auch im Hinblick auf soziologische Arbeit. Mein Erfahrungshorizont war der der Architektur, und so mußte ich viele Fragen stellen, insbesondere weil ich wahrnahm, daß bestimmte Probleme für mich gar nicht als Probleme existierten. Die Leute selber litten unter ihren Problemen, aber, wie anderswo in der Welt, kannten sie sie nicht. Schließlich entstand aus diesen Anfängen voller Fragen sozusagen eine Methode, die Selbstanalyse einer Entwicklung.

Etwas gilt es von den ersten Anfängen an zu verstehen: daß man gewisse Probleme sich nicht mit dem Kopf klar machen kann, sondern allein mit den Knochen begreifen lernt. Und deshalb habe ich angefangen, selbst mit den Leuten zu arbeiten.

Auf diesem Weg habe ich schließlich mehr von der Innenseite der Problemstellung kennengelernt, und nach und nach konnte ich zu den anderen Selbsterfahrungsbereichen der dortigen Menschen analysierend vorstoßen: etwa dem der allgemeinen Lebensbedingungen; denn ich sah, wie sie lebten, wer von ihnen Arbeit hatte, die eigentlich gar keine Arbeit war. Ich mußte erfahren, daß es selbst in der Armut noch Verschwendung gab, das heißt ich mußte erfassen, welche verschiedenen möglichen Wertungssysteme wirkten und wie die Strukturen der dortigen Gesellschaft zu erkennen waren.

Erste Ansätze des Wandels

Nach und nach hat sich dann die Arbeit mit der Bevölkerung entwickelt: Für mich ging es vor allem darum, klar zu sehen, wie man einen Wandel veranlassen könnte, und zu wissen, welches die Brennpunkte, die Schalthebel und die Kräfte für diesen Wandel sein könnten.

Die Methode meiner Arbeit, wenn man überhaupt von einer Methode sprechen kann, entwickelte sich aus der Erkenntnis,

daß einem allein oder einer Gruppe von ganz auf sich gestellten Spezialisten es nicht nur gar nicht gelingen kann, eine Situation zu verändern, sondern daß es ihnen schon nicht gelingt, diese Situation überhaupt zu erfassen.

Die Schwierigkeit ist nämlich, genau das zu tun, was eine Hebamme tut. Aber ich habe es ständig von mir gewiesen, eine Funktion wahrzunehmen, in der ich allein diese Hebamme sein sollte. Ich bemühe mich vielmehr darum, einen Raum zu schaffen, in dem jeder Hebamme für die anderen ist. Für mich ist es nicht so entscheidend, den sokratischen Dialog dahingehend zu vertiefen, daß einer der Meister ist, der den anderen zur Entfaltung bringt, sondern für mich ist es wichtig, eine Dialektik zu schaffen; so daß ein jeder in gewissen Augenblicken Hebamme ist, während in anderen Momenten die anderen ihm gegenüber die Hebammenfunktion ausüben. Das würde heißen, daß wir nach 2000 Jahren endlich da angekommen wären, wo es einen maieutischen Dialog der Gruppe gibt oder geradezu eine maieutische Planung. Die Menschheit braucht diese Instrumente dringend, aber sie sind oft die alleräußersten Instrumente: entweder sind sie gar nicht vorhanden oder man hat mit ihnen nur halbherzig begonnen.

Natürlich machen wir dies alles auf sehr praktische Art und Weise; denn wenn wir bloß über diese Dinge reden, ist es doch so, daß sich überhaupt nichts ändert. Also versuchen wir in einer bestimmten Arbeitssituation Erfahrungen mit den Leuten zu sammeln, Erfahrungen, die möglich sind und die uns zu der gemeinsamen Fragestellung führen, wie man den Wandel herbeiführen kann.

Nehmen wir als Beispiel die Gegend von Partinico, wo ich lebe. Da haben wir bemerkt, daß die Bevölkerung litt: Unter der Mehrheit der Bevölkerung gab es eine Unzufriedenheit. Aber diese große Mehrheit von Unzufriedenen kam nicht aus sich heraus; sie war nicht fähig, eine neue «Mehrheit» zu bilden, sie zielte nicht auf eine aktive Rolle hin. Also haben wir, wie oben erwähnt, untersucht: Was muß unser Zielpunkt sein und wo ist der Schalthebel? Und wir haben die Leute gefragt, wie man etwas ändern kann, wie sie sich das ganz genau vorstellen.

Der Staudamm von Partinico

Es hat Jahre gebraucht, nicht bloß zehn, sondern Hunderte von Treffen und Versammlungen, bis daß die Sache in Bewegung kam. An einem gewissen Punkt kam ein etwas fortgeschrittener Teil der Bevölkerung auf die Idee, daß man vielleicht einen Staudamm bauen könnte, einen großen Damm. Und von diesem Moment an bestand die Hypothese: Wenn man anfängt, diesen großen Staudamm zu bauen, was wird passieren? Sicherlich wird es erst einmal so sein, daß Leute da sind, die an der Konstruktion des Damms arbeiten. Also haben die Leute, die zusammenarbeiten, erst einmal eine Beschäftigung, und sie haben fürs erste Mal die Möglichkeit, auf demokratische Weise organisiert zu arbeiten; zum allerersten Mal hätte man eine demokratische Gewerkschaft.

Die nächste Hypothese: Wenn der Staudamm fertig sein wird, dann ist es wichtig, daß das Wasser, das auf die Felder fließt, nicht Wasser der Mafia sein wird, sondern demokratisch verwaltetes Wasser, und als solches regnet es nicht vom Himmel. Das muß man also unbedingt verwirklichen! Aber wie?

Man sah ein, daß Jahr um Jahr die Macht in dieser Gegend in den Händen von fünfzehn oder zwanzig Leuten gewesen war und daß die Bürger machtlos waren. Demnach war der Damm für uns nicht bloß eine Gelegenheit zur Einkommesverbesserung, nicht allein die Probe für eine Möglichkeit, das Angesicht des eigenen Fleckchens Erde zu verändern: Die Chance lag vor allem in der Erfahrung, daß auch ein Strukturwandel machbar war; denn die so vereinten Leute hatten ein Interesse daran, daß der Preis für das Wasser niedrig blieb.

So entstand eine neue Gemeinschaftserfahrung: zusammenhalten nicht aufgrund moralischer Forderungen – etwa zu sagen: Seid brav und steht zusammen! – sondern, Interesse am Zusammenhalt haben; und es gab die praktische Möglichkeit, einen neuen Typ demokratischer Organisation zu verwirklichen.

Der Staudamm hat sich als Zielpunkt und als Schalthebel erwiesen, und hier war die Gelegenheit zu einer tiefgreifenden Änderung von Strukturen. Nicht der Staudamm als solcher war wichtig: entscheidend war und ist für Sizilien wie für jede Gegend der Erde zu erkennen, daß die Unzufriedenheit zu einer neuen Kraft werden kann. Nicht also der Staudamm war es – bei anderen Gelegenheiten kann es auch ein Damm oder es wird ein anderes Instrument sein –, sondern die Entwicklung begann mit dem Verständnis dafür, welche Instrumente notwendig sein könnten, um grundlegende und schnelle Änderungen herbeizuführen. Um diese Einsicht weiterzuführen, gründeten wir das Trainingszentrum in Trappeto, ein Zentrum für die Leute, die auf der Suche sind, um das Problembewußtsein innerhalb der Bevölkerung zu fördern und um die Mittel ausfindig zu machen, die wirksam sind.

Ein Erdbeben und seine Folgen

Nach dem großen sizilianischen Erdbeben von 1968 haben wir viele Versammlungen mit den Leuten abgehalten, und zumeist, wenn man fragte: «Sag, wie möchtest du, daß diese Gegend sein soll?», haben viele gar nicht an eine andere Situation als an die vor der Zerstörung durch das Erdbeben gedacht. Viele wünschten, und das ist vom menschlichen Gesichtspunkt aus zu verstehen, daß das Erdbeben gar nicht gekommen wäre, das heißt, es war ihr Wunsch, daß die Dinge wieder genauso werden sollten, wie sie vorher waren. Und es bedurfte großer Anstrengung klarzustellen - und das mag paradox scheinen -, daß das Erdbeben gewesen war, daß es eine Wirklichkeit war, denn es gab ja auch die Toten. Und so kamen wir dazu, an ein neues Sizilien zu denken. Und dafür haben wir viel gearbeitet und viele Treffen durchgeführt. Daraus ist ein Entwicklungsplan für ganz Sizilien entstanden, und so langsam beginnt er sich jetzt teilweise zu verwirklichen. Der Prozeß geht schleppend, aber in den Gegenden, wo wir arbeiten und Genossenschaften gegründet haben, verläuft er schneller.

Diese Arbeit zur Gründung von Genossenschaften ist kein separates Geschäft; sie besteht darin, ein neues Gewebe herzustellen, ein Gewebe, das ich meinte, als ich oben von dem Staudamm sprach. Und das geht meist so vor sich: Es entsteht zuerst eine Gruppe – sagen wir 500 bis 600 Leute –, die die Bedeutung des Dammes erkannt haben, und die arbeiten zusammen, entscheiden gemeinsam. Wichtig dabei ist, daß diese neue Alternative die vorhergehende Situation berücksichtigt, in der nur wenige bestimmten und all die anderen isoliert waren. Die Bürger lernen, zusammen zu entscheiden, und dazu braucht man Hunderte, Tausende von Treffen.

Während dieser ganzen Entwicklung müssen die Bürger lernen, und das selbst in kleinen Gruppen, daß jeweils nur einer sprechen kann; sie müssen lernen zuzuhören. Sie müssen verstehen lernen, worüber man ganz genau spricht, was zur Entscheidung ansteht. Sie müssen lernen, sich verständlich zu machen und später auch das zu tun, was man beschlossen hat. Und das fällt nicht bloß in Partinico schwer, das ist in jedem Teil der Welt schwierig. Aber die Demokratie muß teilweise diese Wege gehen! Also, wenn nun das Wasser auf dem Land ankommt, ist es ein neues Produkt, und dann ist es von neuem wichtig, daß dieses neue Produkt nicht durch Mafia-Kanäle fließt, sondern durch die der neuen Genossenschaften. Es entsteht also ein neues Gewebe, das auf den verschiedenen Ebenen reinigend wirkt.

Diese Genossenschaft ist nicht wie ein Pilz oder eine Insel in einer andersartigen Umgebung, sie versteht sich anders.

Erziehung nach dem «Modell des Staudamms»

Wir wollen ein neues Erziehungszentrum errichten, das «Centro Educativo di Partinico». Dieses neue Erziehungszentrum ist so etwas wie der Staudamm, es ist dieselbe Sache: Es ist ein neuer Damm! Ich meine damit folgendes: Wir befinden uns heute in einer Situation - nicht nur in Partinico, in Sizilien, sondern in der gesamten Welt - in der es sehr einfach ist, Schlechtes über die Schule zu sagen, und das sogar zu Recht. Alle protestieren sie: von Japan bis Rußland, von USA bis Lateinamerika. Es ist wirklich einfach. Aber was ist die große Schwierigkeit? Das Problem besteht darin, daß die Schulen bis vor zwanzig Jahren autoritäre Schulen waren. Darauf gab es eine Reaktion, und man verfiel auf die antiautoritären Schulen. Aber wenn man genauer zuschaut, dann sind die antiautoritären Schulen genau dasselbe wie die autoritär verfaßten, nur ein Pfeil mit umgekehrter Spitze. Denn es entwickeln sich keine antiautoritären Experimente; auch gibt es noch keine Selbstbestimmung; es gibt Abhängigkeit mit einem dem autoritären Modell konträren Vorzeichen. Was aber ist entscheidend, wenn wir beginnen, eine neue Form von Schule zu schaffen, die bestimmte Dinge einschließt? Die Grundüberlegung ist, daß Kinder frisch sind, sie haben vitale Interessen; aber nach und nach wird das Kind erwachsen und wird wie eine Schwiele. Ein Kind ist also formbar, und wenn es älter wird, entwickelt es sich zu einem Hühnerauge. Erwachsen werden ist wie ein Verhärtungsprozeß, dickhäutig werden. Deshalb ist es sehr wichtig, die Frische und Vitalität des Kindes zu entwickeln, und zwar auf methodischem Weg. Für den jungen Menschen reicht es nicht aus, daß er eine gewisse Spontaneität besitzt, sondern sie muß so gefördert werden, daß diese Spontaneität zu der eines persönlichen Suchens wird, das heißt, daß diese Spontaneität schließlich auch eine Bestätigung durch eine Gemeinschaft, eine Gruppe, erfährt.

So beginnt sich also eine Gemeinschaft zu bilden und vor allem eine Gruppe von besonderer Qualität, sozusagen eine maieutische Gruppe, eine Gemeinschaft, in der alle auf der Suche sind und alle voneinander angeregt. Und zu ihr gehört auch der Erwachsene: Der Erwachsene ist nicht der Anführer, aber er ist auch nicht derjenige, der sich selbst mordet. Der Erwachsene weiß um seine Erfahrung, er will sich nicht selbst völlig aufgeben; aber er weiß genauso, daß es nicht nur seinen Erfahrungshorizont gibt, sondern auch die Erfahrung der anderen, auch die Erfahrung der Kinder.

Nebenbei bemerkt: Bei manchen Gelegenheiten kann das Fehlen von Erfahrung sogar eine gewisse Kraft für sich sein. Aber entscheidend für einen neuen Erziehungsstil ist es, zwischen den verschiedenen Typen von Erfahrung eine Dialektik entstehen zu lassen. Das ist sehr wichtig! Also folgender Entwicklungsgang: Das persönliche Suchen, die Entwicklung der persönlichen Suche, dann das Suchen der Gruppe, einer Gemeinschaft mit offenem Charakter, in der es am allerwichtigsten ist, bis zum letztmöglichen Punkt zu experimentieren. Dabei sollen alle Vorgaben gemacht werden, die es ermöglichen, daß die Koordination des gemeinsamen Suchens den Jugendlichen selbst anvertraut wird. Dieser Weg erfordert Zeit.

Wir haben in Trappeto während vier Jahren an folgendem Projekt gearbeitet: Wie ist es möglich und welches sind die Grenzen und die Vorteile dafür, Lerngruppen mit Jugendlichen im Alter von zehn bis vierzehn Jahren zu machen, in denen die Koordination und Aktion von den Jugendlichen selbst bestimmt wird?

Es ist ein hochinteressantes Gebiet: Der Erwachsene ist gegenwärtig, er manipuliert nicht, aber er kommt dazu mit all seiner Erfahrung. Der Erwachsene, der versucht, an der Entwicklung der anderen mitzuwirken, ist sehr wichtig, aber dann ist es auch entscheidend, daß er sich mit seinen Fähigkeiten und Auswahlmethoden in den Prozeß hineinbegibt. Ich habe etwa in Amerika, Skandinavien, England und vielen anderen Teilen der Erde, in denen es auch völlig antiautoritäre Erfahrungen gibt, gesehen, daß die Jugendlichen bei der Schulentlassung sehr unzufrieden sind, denn sie beschuldigen die Erwachsenen in doppelter Hinsicht: einmal, daß sie ihrer Verantwortung nicht gerecht geworden sind. Zum anderen sind sie unzufrieden, weil sie die Schule mit geringem Wissensstand verlassen.

Also auch hier wieder wie beim Staudamm: Wir haben die Gelegenheit und müssen in ihr nach Zielpunkt und Schalthebel für einen Wandel schauen, nicht nur um neue kulturelle Modelle zu erhalten, sondern neue Lebensstile, und vom Lebensstil her den neuen kulturellen Ansatz. Ich sage dies, weil für mich am kulturellen Neubeginn unserer Gegend das grundlegende Faktum der Staudamm war und nicht ein Buch.

Über Bücher und bessere Formen von Selbstverwirklichung

Ich schreibe zwar Bücher, weil sie brauchbare Dokumente für einen Wandlungsprozeß sind. Aber ich meine, wenn die Jugendlichen bei ihrem Studium denken, daß man nur aus Büchern lernen kann, dann ist das eine schlechte Angewohnheit, ein großer Irrtum. Das Buch muß eben nur eine Gelegenheit unter anderen sein. Man muß vielmehr die Fähigkeit haben und entwickeln, vor allem die Wirklichkeit zu entdecken.

Dazu muß man zweierlei bedenken: Das erste ist, daß es nicht nur für das Kind, sondern für alle Menschen eine Lebensnotwendigkeit bedeutet, sich auszudrücken: Wenn sich jemand nicht zum Ausdruck bringen kann, entwickelt er sich nicht. Und diese Ausdrucksfähigkeit geht in vielerlei Richtung, so etwa auch über den Gesang. Die Musik ist für das Kind unumgänglich, sie ist eine tiefgreifende Notwendigkeit. Also muß man auch diese Fähigkeit entwickeln. Andernfalls haben wir Kinder, die verstümmelt sind. Ich weiß, daß manche Leute meinen, die Musik sei ein Luxus. Sie haben die grundlegenden Dinge einfach nicht kapiert: daß man nämlich den Menschen nur schwerlich verstümmeln kann, wenn einmal seine Bedürfnisse und Interessen harmonisch entwickelt sind; dann nämlich hat man einen Menschen anderen Schlags.

Eine andere Überlegung mehr lokalen Charakters ist diese: Es gibt gewisse Volksgruppen mit stärker intuitivem Charakter, so etwa in Sizilien, Lateinamerika. Und es ist sehr wichtig für sie, sich nicht – wie in der technisierten Arbeitswelt – durch Zeitungen mitzuteilen, sondern durch das gesprochene Wort, die Musik und etwa auch die Malerei.

Was passiert etwa, wenn ein Jugendlicher Flöte spielt? Wir haben bei uns in Sizilien gesehen, daß die Blockflöte sehr wichtig ist; denn in der antiken Tradition Siziliens gab es die kleine Flöte – il fischialetto –, die genau die Blockflöte in C ist. Nun wurden die beiden Komponisten Scarlatti in Palermo geboren: ihre Hauptwerke sind für Blockflöte. Wenn also unser Mitbürger, der Fischer ist, ein Blockflötenkonzert hört, mit Cembalobegleitung, dann hört er seine Musik. Ich habe einige Male schon bei den Konzerten, die wir geben, neben mir alte Fischer sitzen gehabt. Einen davon nennt man Onkel Ambrosius; er ist schon über achtzig Jahre alt. Eines Tages hörte er Musik von Händel, eine von den Sonaten für Blockflöte und Cembalo, und er sagte zu mir und stieß mich dabei an den Arm: «Hör mal, tolles Zeug!»

Denn das ist *ihre* Kultur! Und wenn die Frauen in den Familien nähen oder backen, dann machen sie ihre Verzierungen in Barockformen, das heißt eben, daß diese Formen Ausdrucksmöglichkeiten der eigenen Kultur sind.

In Südamerika – zum Beispiel in Mexiko – war ich sehr daran interessiert, was sich mit den Wandmalereien von Diego Rivera getan hat. Man gibt dort jetzt sehr viel Geld dafür aus, um die Bürger dazu zu bringen, sich diese Sachen anzusehen. Denn die Bilder von Diego Rivera sind wahrhaftige Bilder, sie sind revolutionär. Wer also nicht will, daß man die Revolution miterlebt, ist bereit, viel Geld auszugeben, um hinzugehen und sich die Bilder anzusehen. Es geschieht also nicht aufs Geratewohl oder auch nur um etwas auf andere Weise zu verdeutlichen. Entwicklung ist nicht nur eine Frage von Kartoffeln und Bier: die Qualität der Entwicklung ist von fundamentaler Bedeutung. Das heißt also - und damit komme ich auf die Musik zurück -: Nicht die Musik überhaupt ist entscheidend, sondern auch welche Musik. Und es ist weiter wichtig, selbst zu musizieren und zusammen zu musizieren. Nehmen wir einmal dies als Beispiel: Venedig hatte am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts siebenundzwanzig Musikverlage. Was bedeutet das? Es heißt, daß die Leute nicht nur Musik gehört haben, sondern daß sie selbst musiziert haben. Es gab nicht nur einen Architekten von ganz Venedig, sondern die Bürger selbst waren die Künstler. Jedes Haus wurde von kunstbegabten Menschen gebaut. So ist Venedig entstanden, ein kollektives Meisterwerk.

Wenn wir eine neue Welt bauen wollen, die überleben kann, dann können wir sie nicht mit einem Architekten errichten, mit einem Architekten und dem Volk, das die Arbeit ausführt; wir brauchen vielmehr schöpferische Menschen, und wir müssen damit anfangen, ein kollektives Meisterstück zu verwirklichen. Aber nur mit Kommunikation und schöpferischen Leuten und mit genau den Instrumenten, die diese Kreativität in Gang setzen, kann es gelingen; andernfalls gibt es keine neue Welt.

Danilo Dolci, Partenico

Lite raturhinweise:

Aktuelle Berichte über die Entwicklungsprojekte von Danilo Dolci in Sizilien geben heraus:

- in der Schweiz die «Freunde von Danilo Dolci», Gruppe Bern, Biderstraße 31, 3072 Ostermundingen;

– in der Bundesrepublik Deutschland die «Aktionsgemeinschaft solidarische Welt», 1000 Berlin 12, Jebenstraße 1. Zur weiteren Information sei noch auf folgende Veröffentlichungen hingewiesen:

Danilo Dolci: Umfrage in Palermo. Walter-Verlag, Olten/Freiburg. 1959 (vergriffen)

Danilo Dolci: Banditen in Partinico. Walter-Verlag, Olten/Freiburg. 1962 (vergriffen)

Danilo Dolci: Vergeudung. Bericht über die Vergeudung im westlichen Sizilien. EVZ-Verlag, Zürich. 1965

Danilo Dolci: Die Zukunft gewinnen. Gewaltlosigkeit und Entwicklungsplanung. Verlag Hinder und Deelmann, Bellnhausen/Hessen. 1969 Danilo Dolci: Poema umano – Der Menschen Gedicht. Übersetzung

von Rolf Mäder. Verlag Haupt, Bern. 1974

Walter Ammann: Danilo Dolci. 20 Jahre Sozialarbeit in Westsizilien. Benteli-Verlag, Bern. 1972.

ALTERNATIVE ZUR RÜSTUNGSSPIRALE

Die Entwicklung zum totalen Krieg hat das Reden vom «gerechten Krieg» unhaltbar gemacht.¹ Ist die Moraltheologie angesichts der modernen waffenstrotzenden Welt in eine Sackgasse geraten, dann bleibt nur eine doppelte Möglichkeit: entweder resigniert das christliche Gewissen vor einer, wie viele meinen, ausweglosen Situation oder sonst muß ein Weg zurück aus der Sackgasse gesucht werden. Dieser Rückweg kann nur darin bestehen, daß die Voraussetzungen, auf die sich die bisherige Theorie stillschweigend gestützt hat, kritisch geprüft werden.

Die Einheit der Menschheit

Jede Rechtfertigung des Krieges ging von der Annahme aus: «Wir sind ja friedlich, aber die anderen nicht. »² Die anderen sagen ihrerseits das gleiche. So hält jede Macht sich selbst für gut und wirft die Bezeichnung «böser Feind» auf die anderen. Wo aber die böse Absicht prinzipiell den anderen zugeschoben wird, sind grundlegende Verzerrungen und subjektive Täuschungen im Spiel.

Eine wahre Sicht des Friedensproblems wird nur möglich, wenn solche subjektiven Einschätzungen aufgegeben werden und wenn von der Tatsache ausgegangen wird, daß alle Völker der Erde zur einen Menschheitsfamilie gehören und daß alle grundsätzlich gleich sind. Kein Volk kann deshalb seinem Wesen nach besser oder schlechter sein als ein anderes. Die Behauptung «Wir sind ja friedlich, aber die anderen nicht» erweist sich von dieser Grundtatsache her als bewußte oder unbewußte Selbstüberhebung. Gerade sie provoziert jene Spannungen, die früher oder später zu tatsächlichen Feindschaften führen.

¹ Siehe: R. Schwager, Der gerechte Krieg? Orientierung 39 (1975) 76 ff. ² «Das Syndrom des (Wir sind ja friedlich, aber die anderen nicht) muß daher als unrichtig und insofern als konflikttreibend angesehen werden, da es konfliktmindernde Maßnahmen verhindert» (E. O. Czempiel, Der christliche und der politologische Friedensbegriff, in: Christlicher Friede und Weltfriede, hrsg. von A. Hollerbach/H. Maier, Paderborn 1971, S. 144).

Gewiß, auch wenn grundsätzlich alle Völker gleich gut oder gleich schlecht sind, folgt daraus noch nicht die Gleichwertigkeit aller existierenden politischen Regime. Wo jedoch herrschsüchtigere Gruppen an der Macht sind und mit mehr Ungerechtigkeit regieren, dort wecken sie auch größeren Widerstand und müssen härter gegen das eigene Volk vorgehen. Sie schaffen notwendigerweise erhöhte Spannungen. Machthaber haben nun immer wieder versucht, so provozierte innere Unzufriedenheiten dadurch niederzuhalten, daß sie möglichst drohende Bilder von einem äußeren Feind an die Wand malten.3 Regierungen oder Regime, die dauernd vom Feind reden, verraten deshalb meistens nur, daß die eigentlichen Probleme in ihrem eigenen Lande liegen. Geht jedoch das fremde Volk auf die Drohung ein und läßt es sich zu Gegendrohungen verleiten, dann liefert es dem erstgenannten Regime den sogenannten «objektiven» Beweis, daß es tatsächlich bösartig ist. Es hilft so den ungerechten Machthabern, die Behauptung gegenüber dem eigenen Volk glaubwürdig zu machen und ihre Herrschaft zu behaupten. Die Ungerechtigkeit wird folglich durch die Gegendrohung nicht eingedämmt, sondern gerade weiter stabilisiert.

Drohung und Gegendrohung, Gewalt und Gegengewalt haben sich in der Welt derart eingenistet, daß heute jede Macht «objektive» Beweise für die Bösartigkeit der andern hat. Eine grundlegende Änderung ist deshalb sehr schwer; sie ist jedoch nicht aussichtslos. Die «objektiven» Beweise für die Bösartigkeit des Gegners beruhen ja weitgehend darauf, daß übersehen wird, was die eigene Macht oder die eigene Gesellschaftsschicht zur Weckung feindlicher Reaktionen beigetragen hat. Die Erfahrung widerlegt deshalb auch

³ Zur grundlegenden Bedeutung dieses Mechanismus siehe: R. Girard, La Violence et le sacré, Paris 1972 (vgl. Orientierung 38 [1974] 41 ff).

⁴ Die wahre Schuld läßt sich geschichtlich meistens gar nicht verrechnen. Heute ist es jedoch möglich, den Mechanismus wechselseitiger Blindheit zu durchschauen. Daraus ergibt sich die Verantwortung, im politischen Verhalten zwischen Völkern entscheidende Veränderungen in Gang zu setzen.

die weltverbreitete Annahme, durch Drohung und Gewalt könne die Ungerechtigkeit auf längere Sicht eingedämmt werden

«Die Geschichte zeigt, wie trügerisch die Hoffnung – oder der Anspruch – ist, durch Krieg die Gerechtigkeit wiederherzustellen. Der Krieg ist gewöhnlich die Ursache vieler Ungerechtigkeiten, und immer verursacht er Leiden, die ohne Unterschied auch die Unschuldigen treffen, »⁵

Aus diesen kurz skizzierten Überlegungen kann eine erste Folgerung abgeleitet werden: Die Annahme, ernste Schritte zur einseitigen Abrüstung würden heute nur dem «bösen Gegner» nützen und ihn unmittelbar zu Angriffen verlocken, ist keineswegs objektiv begründet. Viel näher liegt die Wahrscheinlichkeit, daß ein Entscheid zu Vorleistungen in Richtung Abrüstung, der die Unhaltbarkeit des Feindbildes offenlegt, sich intensiv auf die Menschen im «gegnerischen» Lager auswirkt und dort leicht zu inneren Umwälzungen führen kann. Die weitgehende psychische und politische Entblockierung, die heute so nötig ist, könnte dadurch eintreten. Die drohende Gefahr, gegen die man immer weiter rüstet und die gerade durch diese Rüstung stets vergrößert wird, würde wahrscheinlich zu einem großen Teil von selbst verschwinden.

Rechnen mit der schlechtesten Möglichkeit?

Diese Folgerung wird durch eine zusätzliche Überlegung gestützt. McNamara, der ehemalige amerikanische Verteidigungsminister, hat 1967 ausdrücklich dargelegt, daß sich das (bisherige) strategische Denken und Entscheiden immer nach der «denkbar schlechtesten Möglichkeit» ausrichtet. Würde man im individuellen Bereich ähnlich handeln, würde man dies nicht als vernünftig, sondern eher als pathologisch betrachten. Wer von der «denkbar schlechtesten Möglichkeit» sein Tun bestimmen ließe, könnte zum Beispiel aus Furcht, überfahren zu werden, nicht einmal mehr auf die Straße gehen. Vernünftig ist ein individuelles Handeln nur, wenn es sich am Wahrscheinlichen orientiert. Gilt dies aber nur für das individuelle Tun und nicht auch für das kollektive? Das Rechnen mit der «denkbar schlechtesten Möglichkeit» bewirkt bei rüstungspolitischen Entscheidungen das, was man heute allgemein den «Wahnsinn des Rüstungswettlaufes» nennt. Da ein Handeln aber an seinen «Früchten» zu erkennen ist, fällt dieses Urteil auf den Entscheidungsprozeß zurück, der zu solchen Früchten führt. Damit wird bereits deutlich, daß – mindestens unter der betrachteten Rücksicht - für das kollektive Handeln das gleiche Gesetz gilt wie für das individuelle. Ist in diesem Bereich ein Tun, das sich von der «denkbar schlechtesten Möglichkeit» bestimmen läßt, pathologisch, dann trifft für das Abschreckungsdenken auf struktureller Ebene zumindest etwas ähnliches zu.7 Die Bereitschaft zur einseitigen Abrüstung ist folglich keineswegs - wie man immer wieder glaubhaft machen will - das Produkt eines «vermessenen Utopismus», sondern vielmehr der realistischste Weg, um aus einer verzerrten in eine vernünftige Welt zurückzufinden.

Die Verzerrung in der heutigen Weltlage kann durch einen Vergleich mit nichtmilitärischen Bedrohungen weiter verdeutlicht werden. Wie hellsichtige und mutige Analytiker seit

⁵ Erzbischof Casaroli, Das Heilige Jahr und der Friede, L'Osservatore Romano, deutsche Ausgabe, 10. Januar 1975, S. 6.

einigen Jahren aufzeigen, drängen der heutige wirtschaftliche Prozeß und die Bevölkerungsexplosion die Menschheit, sofern keine große Änderung eintritt, einer großen Katastrophe entgegen. So stellen M. Mesarović und E. Pestel in ihrem zweiten Bericht an den Club of Rome fest, daß in Zukunft nur dann das Problem des Hungers gelöst werden kann, wenn die industrialisierten Regionen ihre Überentwicklung stoppen.

«Die Möglichkeiten, die der Menschheit noch zur Verfügung stehen, einer gewaltigen Katastrophe zu entgehen, werden ständig geringer. Verzögerungen bei der Wahrnehmung der noch verbleibenden Entscheidungsmöglichkeiten haben im wahrsten Sinne des Wortes tödliche Folgen.»⁸

Daraus folgern sie:

«Wenn man diese Lektion nicht beizeiten lernt, dann wird es bald für jeden heutigen Terroristen tausend neue geben, und schließlich werden dann Erpressung und Terror mit ‹simplen› im ‹Eigenbau› gefertigten Atombomben überall jedes normale Leben lähmen können.»

Ähnliche Urteile ließen sich in großer Zahl anfügen. Trotzdem reagieren die heutigen Politiker noch kaum auf diese klar erkannten Gefahren. Sie rechnen hier keineswegs «mit der denkbar schlechtesten Möglichkeit», sie richten ihr Handeln auch nicht nach dem aus, was wahrscheinlich eintritt, wenn der gegenwärtige Lauf weitergeht. Mit einer seltsamen Vertrauensseligkeit oder Resignation wird vielmehr ungefähr so weitergemacht, als ob die erkannten Gefahren nicht existierten. Würde man sich den realen Bedrohungen stellen, müßte heute alles unternommen werden, damit nicht langsam im Herzen vieler Millionen hungernder Menschen ein tödlicher Haß gegen den privilegierteren Teil der Menschheit entsteht. Ist dieser Haß nämlich einmal geweckt, dann wird die Frage des Friedens tatsächlich unlösbar. Der Vergleich zwischen wirtschaftlicher und militärischer Situation zeigt folglich, daß im ersten Fall auf eine klar erkannte Gefahr kaum reagiert wird, während im zweiten auf eine nur mögliche Gefahr eine Überreaktion da ist, durch die die eigentliche Bedrohung erst geschaffen wird.

Weltföderation

Das Problem des Hungers und des Friedens läßt sich, wie gute Analysen zeigen, auf längere Zeit nur lösen, wenn eine Weltautorität geschaffen ist. Diese ist nötig, um bei allfälligen nationalen Differenzen als richterliche Instanz entscheiden und so eine Eskalation vermeiden zu können. Sie ist ebenso unumgänglich, um die wirtschaftlichen Probleme zu lösen. Wie die bisherige Erfahrung nahelegt, ist mit der Entwicklungshilfe in der bisherigen Form nichts Entscheidendes zu leisten. Mesarović und Pestel zeigen, daß «eine horizontale Neustrukturierung des Weltsystems, also eine Änderung in den zwischenstaatlichen und interregionalen Beziehungen erforderlich ist. »10 Was dies heißt, spricht W. Spieler deutlich aus mit der Forderung, man müsse «von der Entwicklungshilfe zur Weltsteuer »11 kommen. Wie heute innerhalb der einzelnen Industriestaaten benachteiligtere Regionen und Bereiche durch Subventionen aus Steuermitteln gefördert werden, so muß es in Zukunft einen umfassenden Ausgleich an Finanzen, Technologie, Rohstoffen und Nahrungsmitteln zwischen den einzelnen Weltregionen geben. Ein derartiges Unternehmen ist jedoch nur möglich, wenn es von einer Weltregierung geleitet wird.

Auch A. Toynbee, der in allen geschichtlichen Epochen das Entstehen und Vergehen der politischen Reiche verfolgt hat, bestreitet in seinem Werk «Krieg und Kultur» (Fischer-Bücherei 1958) rundweg den Anspruch, durch das Schwert lasse sich auf die Dauer eine gerechte Ordnung schaffen.

⁶ Zitat siehe: Orientierung 39 (1975) 78.

^{7 «}Bei der gegenwärtigen Diskussion über Rüstungskontrolle beruhen viele Argumente auf der Frage, was möglich ist, und nicht darauf, was wahrscheinlich ist. Der Unterschied zwischen diesen beiden Denkweisen entspricht genau dem Unterschied zwischen paranoidem und vernünftigem Denken» (E. Fromm, Argumente zur einseitigen Abrüstung, in: Strategie der Abrüstung, hrsg. von D. G. Brennan, Gütersloh 1962, S. 216).

⁸ M. Mesarovic/E. Pestel, Menschheit am Wendepunkt, Stuttgart 1974, S. 120.

⁹ Ebenda S. 69.

¹⁰ Ebenda S. 59.

¹¹ W. Spieler, Vom Völkerrecht zum Weltrecht, in: Dritte Welt im Jahr 2000, hrsg. von Prospektivgruppe des Schweizerischen Katholischen Missionsrates, Zürich/Einsiedeln/Köln, S. 252 ff.

¹² Nr. 82.

¹⁸ Nr. 133-142.

¹⁴ Nr. 78; siehe auch: Nr. 48, 54, 61, 64, 73, 75/80.

Neben anderen Instanzen und Personen haben sich alle wichtigen kirchlich-lehramtlichen Dokumente des letzten Jahrzehnts, die sich zum Thema Frieden geäußert haben, eindeutig und entschieden für eine solche Autorität ausgesprochen. Zu erwähnen sind vor allem die Konstitution «Gaudium et spes» des Zweiten Vatikanischen Konzils¹², die Enzyklika «Pacem in Terris» von Johannes XXIII.13 und die Enzyklika «Populorum progressio» von Paul VI.14 Diese klaren Richtlinien haben bis jetzt leider kein größeres Echo gefunden. Nicht einmal unter Katholiken führten sie zu einer intensiveren Auseinandersetzung. Die Gründe für dieses Stillschweigen dürften ziemlich klar auf der Hand liegen. Eine Weltautorität ist nur möglich, wenn die einzelnen Staaten einen Teil ihrer Souveränität abtreten. 15 Die Bewahrung dieser Souveränität gilt aber noch überall als das oberste Ziel der militärischen Verteidigung. Eine Weltregierung kann folglich nur zustande kommen, wenn dieses Ziel aufgegeben wird und wenn die bestehenden militärischen Machtmittel nicht nur eingefroren, sondern auch weitgehend abgebaut werden. Dies ist wiederum so lange nicht möglich, als jede Seite meint, die andere müßte mit dem guten Beispiel vorangehen. Der Gedanke an eine Weltregierung ist demnach so lange ein rein utopischer Wunsch, als nicht der Weg zu diesem Ziel gewollt wird. Den Weg wollen heißt aber, sich dafür einsetzen, selber die ersten Schritte zu tun.

Angeborene Aggression?

Die Bereitschaft zur einseitigen Abrüstung meint keineswegs, die Hände seien in den Schoß zu legen. Diese Entscheidung erfordert vielmehr ein aktives und mutiges Verhalten. Neue politische Spielregeln sind zu entwickeln; Übergangsschritte müssen geplant werden und eine eingeschränkte militärische Verteidigung ist zunächst durch eine soziale zu ergänzen und schließlich zu ersetzen. Über die Wirksamkeit der sozialen Verteidigung wurde in dieser Zeitschrift bereits einmal diskutiert.¹⁶ Das Ergebnis war damals nicht eindeutig. Wird nämlich vor allem gefragt, ob die soziale Verteidigung die gleiche abschreckende Wirkung erzielen könne wie die militärische, dann ist es schwer, zu einer klaren positiven Antwort zu kommen. Die entscheidende Aufgabe liegt heute jedoch gerade darin, vom bisherigen Abschreckungsdenken wegzukommen. Die soziale Verteidigung vermag nun einerseits einem möglichen Angreifer klar zu machen, daß er mit ernsthaften Schwierigkeiten zu rechnen hat. Sie löst so bei ihm einen inneren Auseinandersetzungsprozeß aus. Anderseits führt sie zu keiner Gegendrohung. Sie durchbricht die unheilvolle Abschreckungsspirale und stützt folglich die guten und einsichtigen Kräfte im «gegnerischen» Lager.

Die Hoffnung auf die guten Kräfte im anderen Lager mag von vielen mit dem Hinweis abgetan werden, der Mensch sei von Natur aus ein aggressives Wesen. ¹⁷ Es sei deshalb illusorisch, auf seine Güte zu bauen. Dieser Einwand beruht aber auf der bereits kritisierten subjektiven Fehleinschätzung: «Wir sind friedlich, aber die anderen nicht. » Er stützt sich ferner auf die Theorie von der angeborenen Aggression, die alles andere als klar und stichhaltig ist. Viele namhafte Forscher bestreiten diese These sogar rundweg und behaupten, die Aggression sei nur ein angelerntes Verhalten. ¹⁸ Die Argumente für diese

sei nur ein angelerntes Verhalten. 18 Die Argumente für diese

15 Ein zentralistischer Weltstaat ist weder nötig noch wünschbar. Die einzelnen Staaten haben nur soviele Souveränitätsrechte abzutreten, wie nötig ist, um die verteidigungspolitischen und wirtschaftlichen Probleme

Annahme sind allerdings auch nicht genügend überzeugend. Am ehesten dürften die Untersuchungen von -E. Fromm weiterführen, der zwischen einer phylogenetisch programmierten Aggression als einer «biologisch angepaßten defensiven Reaktion»¹⁹ und einer destruktiven Aggressivität unterscheidet. Die erstere hält er für angeboren, aber letztlich auch für ungefährlich. Von der letzteren aber zeigt er, daß sie in jenen Bereich gehört, den wir als die «menschlichen Leidenschaften» zu umschreiben pflegen. Hier handelt es sich aber nicht einfach um naturhafte Prozesse. Leidenschaften fallen unter die Verantwortung des Menschen.

Von ethnologischen Daten und literarischen Texten her kommt R. Girard zu einem ähnlichen Ergebnis.20 Er zeigt, daß die Gewalttätigkeit unter Menschen weder in den Bereich des Angeborenen abgeschoben noch als anerzogen verharmlost werden darf. In ihr ist vielmehr ein tiefliegender psychischer Mechanismus am Werk, der die Menschen lange vom Unterbewußten her gesteuert hat. Diese verborgene Kraft wurde, wie Girard weiter zeigt, zum erstenmal durch die jüdischchristliche Tradition aufgedeckt. Heute läßt sich die zerstörende Wirkung der unterschwelligen Aggressivität in einem umfassenden Sinne erkennen. Sie darf deshalb nicht länger mit dem Hinweis auf die menschliche Natur abgetan werden. Wir müssen uns ihr - im Rahmen unserer heutigen Situation - mit existentieller Verantwortung stellen. Der Verweis auf die heutige Situation meint, daß es nicht einfach um einen moralischen Appell geht. Sowohl die militärische wie die wirtschaftliche Entwicklung «zwingen» uns heute geradezu, dem Problem der Gewalt gegenüber eine neue Haltung einzunehmen. Auf einen äußeren Zwang kann der Mensch allerdings unterschiedlich reagieren. Ausschlaggebend für sein tatsächliches Verhalten ist die innere Einstellung. Da solche Einstellungen durch jene Werte geprägt werden, von denen sich der einzelne und die Gesellschaften leiten lassen, wird die Frage der Gewalt weitgehend zu einer Frage der bestimmenden Werte. Im früher erschienenen Artikel «Jesus angesichts der Gewalt»21 wurde nun aufgezeigt, daß schon seit bald zweitausend Jahren Wertvorstellungen in der Menschheit da sind, die ein neues Verhalten gegenüber der Gewalt nahelegen. Diese Werte haben sich zwar bis jetzt dem äußeren Anschein nach nicht als besonders wirksam erwiesen. Dieser Eindruck ist jedoch zu einem beträchtlichen Teil täuschend.²² Darüber hinaus hat sich die Welt derart verändert, daß vieles, was früher dem sogenannten Gang der Natur überlassen werden konnte, heute vom Menschen verantwortet werden muß:

«Wir stehen in diesem Augenblick der Geschichte vor einer beispiellosen Entscheidungssituation. Zum erstenmal, seit der Mensch überhaupt existiert, wird er herausgefordert, sich gegen das vom wirtschaftlichen, technologischen Standpunkt aus Machbare zu entscheiden und sich dafür einzusetzen, was seine Moral und Verantwortung für alle kommenden Generationen von ihm verlangen.»

Die Kraft des Symbols

Wenn heute klar erkannt werden kann, daß die Rüstungsspirale und der gegenwärtige wirtschaftliche Trend die Menschheit immer mehr in eine Sackgasse führen, ist der Ausweg nicht leicht zu finden. Zwar stellen die sachlichen Fragen, wie kurz dargelegt wurde, keine unüberwindlichen Probleme. Um aber zu effektiven Lösungen zu kommen, müs-

¹⁶ Th. Ebert und A. Ernst in: Orientierung 35 (1971) 257 ff.; 36 (1973) 8 ff., 45 ff., 75 f.

¹⁷ Vor allem: Konrad Lorenz, Das sogenannte Böse, Zur Naturgeschichte der Aggression, Wien 1963.

¹⁸ Kurze Darstellung der wichtigsten Autoren bei E. Fromm, Anatomie der menschlichen Destruktivität, Stuttgart 1974, S. 31-63. Vgl. auch: Orientierung 37 (1973) 82.

¹⁹ Ebenda S. 87. Bei der angeborenen defensiven Reaktion ist ferner zu beachten: «Der Impuls zu fliehen, spielt – neuro-physiologisch und verhaltensmäßig – die gleiche, wenn nicht eine größere Rolle beim Verhalten des Tieres als der Impuls zu kämpfen» (ebenda S. 88).

²⁰ Vgl. Anm. 3.

²¹ Orientierung 39 (1975) 16 ff.; vgl. Orientierung 37 (1973) 188 ff.

²⁸ Vgl. R. Girard, Das Evangelium legt die Gewalt bloß, Orientierung 38 (1974) 53 ff.

²³ Mesarovic/Pestel, Menschheit am Wendepunkt, S. 132.

sen sehr eingewurzelte Denk- und Verhaltensweisen geändert werden. Dies ist eine schwierige und harte Aufgabe. Zu ihrer Lösung mitzuhelfen dürften die christlichen Kirchen in besonderer Weise herausgefordert sein. Sie berufen sich ja von jeher auf die Botschaft Jesu mit ihren Mahnungen zur Nächsten- und Feindesliebe, zur freiwilligen Selbstbeschränkung und zur Gewaltlosigkeit. Soll diese Botschaft nicht zu einem leeren Wort werden,24 dann müssen sich die christlichen Kirchen von ihr angesichts der Entscheidungssituation, in der die ganze Menschheit steht, zu neuen und mutigen Stellungnahmen inspirieren lassen. Nur mit taktischem Anpassen an die noch geltenden Denk- und Verhaltensmuster kann in einer so drängend gewordenen Zeit nichts Glaubwürdiges mehr erreicht werden. Die Kirchen haben vielmehr politische Neuorientierungen dadurch vorzubereiten, daß sie das große geistige Potential, das in den ursprünglichen christlichen Werten liegt, neu fruchtbar machen.

Da die drängenden Probleme des Friedens und des Hungers die ganze Welt betreffen, sind nicht nur die christlichen Kirchen, sondern alle Menschen entsprechend ihren Voraussetzungen und Möglichkeiten herausgefordert. Damit die Anstrengungen vieler einzelner schließlich zu einem erfolgreichen Handeln führen, braucht es im gewissen Maße ein weltweites, einheitliches Ziel. Von hoher Bedeutung wäre deshalb eine übereinstimmende Wertvorstellung oder ein einheitliches Symbol. Keine der bestehenden Weltreligionen oder weit verbreiteten Ideologien dürfte jedoch die dazu nötige inspirierende Kraft haben. Die Frage muß aber zumindest gestellt werden, ob nicht Jesus von Nazareth, der am Ursprungsort dreier Weltreligionen die Botschaft von der Feindesliebe, der Selbstbeschränkung und der Gewaltlosigkeit gepredigt hat und der von den Taktikern, Traditionshütern und sogenannten Realisten seiner Zeit verurteilt und getötet wurde, für Menschen aus den unterschiedlichsten Religionen und Weltanschauungen zu einem solchen Symbol werden könnte. Von seiner Botschaft und seinem Lebensgeschick geht tatsächlich eine Kraft aus, die auch suchende Menschen zu treffen vermag, die keineswegs die dogmatischen Aussagen des Christentums teilen.²⁵ So wurde zum Beispiel Gandhi über die Schriften L. Tolstois tief von der neutestamentlichen Lehre geprägt. Auch in der islamischen Tradition finden sich viele Texte, in denen Jesus als Beispiel gepriesen wird. Heute erkennen sich ferner viele Unterdrückte im Geschick jenes Mannes wieder, der einst vor den Toren Jerusalems gekreuzigt wurde.26 Auf Grund solcher Anzeichen ist es mindestens denkbar, daß Jesus für Menschen aus unterschiedlichen Religionen und Weltanschauungen zu jenem Symbol werden kann, in dessen Zeichen die Probleme der Gewalt und des Hungers mit neuem Mut und geistiger Orientierung angegangen werden können.

Sollte es zu einer weltweiten geistigen Bewegung kommen, wäre ihr immer noch kein leichter Erfolg garantiert. Ein solcher Aufbruch würde wohl in weiten Kreisen auf leidenschaftlichen, ja gewalttätigen Widerstand stoßen. Viele Menschen gewännen den Eindruck, ihnen würde die vertraute Sicherheit genommen. Doch gerade als «Sündenbock» einer verwirrten Menschheit könnte eine Bewegung im Zeichen des gewaltlosen Jesu dazu führen, das Potential an Leidenschaft und bitterer Aggressivität teilweise auf sie zu entladen²⁷ und so große Ausbrüche zu verhindern.

²⁴ Als ernste Mahnung das Wort von E. Fromm: «Obwohl die Lehren Jesu noch immer zu unserer moralischen Ideologie gehören, wird ein Mensch, der sie befolgt, in der Regel als Narr oder (Neurotiker) angesehen» (Anatomie der menschlichen Destruktivität, S. 76).

²⁵ Vgl. etwa: H. Breitenstein, Ein «Leben Jesu» als japanischer Bestseller, Orientierung 38 (1974) 93 ff.

²⁸ P. Kurath, Die Passion im Oppositionstheater, Orientierung 38 (1974) 50 ff.

27 Siehe Anm. 22.

Würde es trotz solchen Bemühens und Ertragens zu einer weltweiten Katastrophe kommen, dürften die Anstrengungen dennoch nicht vergebens gewesen sein. Wäre es für die moralische Integrität und geistige Selbstachtung der Überlebenden nicht von ausschlaggebender Bedeutung, daß nicht die ganze Menschheit aus einem blinden Trend in die Katastrophe gerannt ist, sondern daß mindestens eine Minderheit sich entschieden gegen den Lauf der Ereignisse gestemmt hat?

Raymund Schwager

Zum jüdischen Selbstverständnis

Die Aufforderung hinzuhören und besser verstehen zu lernen, «wie die Juden ihre gelebte religiöse Wirklichkeit selber in ihren wesentlichen Zügen bezeichnen», war, wie wir in Nr. 2, Seite 15 berichteten, der Kernpunkt der Ansprache, womit das Vatikandekret zum Verhältnis von Christen und Juden vom Papst selber kommentiert wurde. Im Sinne dieser Einladung legen wir unseren Lesern die folgende Darstellung von «Charakterzügen» des Judentums vor, wie sie Prof. h. c. Dr. phil. Hermann Levin Goldschmidt, Zürich, für uns entworfen hat. Dabei kann nicht genug unterstrichen werden, was der Autor allenthalben durchblicken läßt: daß es das jüdische Selbstverständnis nicht gibt, schon gar nicht im Sinne einer einzigen «Lehre». Der Nachdruck liegt auf der jüdischen Praxis.

Das jüdische Faktum

Vor jeder Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Judentums und seiner besonderen Bedeutung ist das jüdische Volk bereits da. Denn Auschwitz hat sich ereignet, dieser «Opfergang der jüdischen Unschuld »1, und der Zionismus hat zur Gründung des Staates Israel geführt, wobei jedoch dieses Volk auch in der Gestalt der Bahnbrecher der Neuzeit wie Marx, Freud, Einstein und anderen - sein Faktum ist. Mag es in dem einen oder anderen Fall auch nur der eigene Selbsthaß oder die Bestreitung des jüdischen Zusammenhangs sein, die vom Judentum Zeugnis ablegen, gegen ihren eigenen Willen! Der Jude kommt sich auf dem Boden der Neuzeit nicht wie ein Fremder vor, der erst Wurzeln schlagen müßte, als bereits gestern und vorgestern unter längst vergangenen anderen Umständen Aufgebrochener, sondern befindet sich hier von vornherein auf seinem eigenen Wurzelgrund, der es ihm auch von der Gegenwart her bestätigt, daß es sein Volk und die Lebenskraft dieses Volkes nach wie vor

Faktum vor jeder Theorie ist so auch die Tatsache, daß sich von den über drei Millionen Juden Rußlands ein gewichtiger Teil wieder zum Judentum bekennt, nach bald sechzig Jahren ununterbrochener Prägung durch den Marxismus. Oder so sind nicht zuletzt diejenigen Juden ein Faktum, die - als Juden - in Rußland bleiben oder sich außerhalb des Staates Israel den anderen Judenschaften anschließen, die auf dem Boden ihrer anderen Staaten deren treue Bürger sind, von hier aus ihrer Berufung treu. Seit dem Brief des Jeremia an die nach Babylon Verschleppten gibt es diese Juden, die nicht nur überall bauen, siedeln, pflanzen und Frucht tragen, sondern gerade so für das Wohl der Stadt ihrer Verwurzelung miteinstehen, deren Wohlergehen auch das Wohlergehen dieser Bezeugung des Judentums ist. «Denn in ihrem Frieden wird euch Frieden sein», übersetzt Buber den Schlußsatz. dieses Briefes.² Das jüdische Volk ist sein Dasein auch schon dann, wenn das Verständnis es sich damit schwer macht, die Gegenwart hier gelten zu lassen, Bedeutung für die Zukunft hier anzuerkennen.

Das jüdische Futurum

Wenn von der Zukunft des jüdischen Volkes – und jeglicher Zukunft überhaupt – gesprochen werden kann, dann nur

deshalb, weil das Judentum der ersten Jahrhunderte nach Mose die Zukunft «messianisch» zur Losung erhob.³ Die jüdische Lehre und ihre Hoffnung - gemeinsame Lehre und Hoffnung von Juden und Christen, die auf dieselbe Grundbotschaft der Bibel bauen - setzt von dem einen Anfang der Geschichte her ein einziges Ende. Unumkehrbar, wie unwiederholbar und unwiderruflich führt der Weg - ein einmaliger Weg - von der Weltschöpfung zur Weltvollendung. Quer zum Kreislauf der Natur, deren Gedeihen allerdings ebenfalls betreut sein will, ist von dem einen Anfang der Geschichte aus auf ihr eines Ende zu bauen, dieses Reich Gottes der Freiheit, Freude und des Friedens, ein Futurum und ein Advent! Denn das im Sinn der Bibel Kommende des Futurums birgt immer auch schon Ankommendes, das heißt frohen oder drohenden Advent. So lehrt es schon Jesaja, bei dieser Ankündigung eines Gerichts auch der Künder der «Frohen Botschaft», die auf griechisch später «Evangelium» hieß, «Frohe Botschaft» des Christentums dann ebenfalls.4 Wie ein Faktum, ist das jüdische Volk ein Futurum, und zwar von sich aus, kraft seines eigenen Ursprungs und Wesens. Es gehört zum Judentum, sowohl da, als auch um der Zukunft willen da zu sein, deren Losung hier nicht von außen hinzugetreten, sondern aus diesem Volk selber hervorgegangen ist, bei seiner eigenen Entfaltung. Gleichzeitig ist diese Zukunftsbotschaft ja auch Adventsbotschaft und galt und gilt außerdem

getreten, sondern aus diesem volk seiner nervorgegangen ist, bei seiner eigenen Entfaltung. Gleichzeitig ist diese Zukunftsbotschaft ja auch Adventsbotschaft und galt und gilt außerdem nicht nur ihrem eigenen Volk, sondern allen Völkern überall. Dieser keineswegs beiläufige, sondern hier grundlegende Zug sollte versöhnend wirken, wenn nicht geradezu verbrüdernd! Aber er erregt – oder erregte jedenfalls bisher: zwei Jahrtausende lang – als die jüdische Besonderheit, die er hierbei mitverkörpert, und so nochmals eine Schöpfung und Besonderheit des Judentums, eher Ärgernis. Weil man diesem Volk sogar für die eigene Zukunftsfreude dankbar sein müßte als durchaus keine eigene Schöpfung oder allgemeine Gabe der Natur, sondern Offenbarung quer zur Natur: Botschaft der Bibel!

Die jüdische Praxis

Doch wer ist Jude? Welcher Ausdruck des faktischen und futurischen Judentums ist die maßgebende Verkörperung dieses Volkes? Mit dieser nicht nur von außen her bedrängenden Frage, die eine verwirrende und bestürzende Zerrissenheit bloßlegt, wird die jüdische Eigenart und Lebenskraft ein weiteres Mal zum Ereignis. Denn gerade so und leibhaftig ist von dem Einen und Einzigen Zeugnis abgelegt, der jeder seiner Abbildungen spottet. Sogar diejenigen Juden, die sich ihrer Gottlosigkeit rühmen, sind biblisch verankert. Gleich zwei Psalmen rechnen mit der Möglichkeit des «Atheismus», der zwar aus guten Zeugen schlechte Zeugen macht, deren Zeugnis – ihr «Es ist kein Gott» – aber auch in diesem Fall den bezeugt, dessen Brot sie essen, ohne ihn anrufen zu wollen.⁵

Und ebenso ist der Staat Israel Judentum der Praxis als ein auch noch dann eindrückliches «Zeugnis von Gott»⁶, wenn große Teile seiner Judenschaft mit ganzen Jahrtausenden ihrer Vergangenheit brechen und den religiösen Ursprung und Auftrag ihres Volkes in Frage ziehen. Weil ihr Ringen um die eigene Verwirklichung im biblischen Land Israel und in der Sprache Israels unter gerade diesem Namen Israel, das heißt «Gottesstreiter» oder «Gott streitet!», «Gott streite!»⁷, die jahrtausendealten Hoffnungen des Judentums – und Hoffnungen auch des Christentums und des Islam – als echte geschichtliche Hoffnungen und noch immer wahre und dermaßen volle Wirklichkeit erweist, wie die Religionsbekenntnisse der letzten Jahrhunderte sie kaum mehr hoffen, kaum noch glauben ließen.

Sogar der Wunsch, wie alle anderen Völker zu sein, vertritt einen bereits biblischen Anspruch, den derjenige selber billigt, demgegenüber er nichts als Abfall darstellt, ärgste Treulosigkeit. Als die Ältesten Israels von Samuel die Einsetzung eines Königs verlangen, «wie es bei allen Völkern Brauch ist», weigert sich der Prophet, diesen Wunsch zu erfüllen. Der jedoch, um dessentwillen Samuel jedes andere Königtum ausgeschlossen haben will, er selber fordert ihn auf, nachzugeben: «Willfahre ihrem Begehren!» Die Zukunft des jüdischen Volkes, die vom Bundesschluß am Sinai her zur Verpflichtung geworden ist, setzt den Alltag der Geschichte ebenfalls voraus, um dessentwillen der Bund Israels dieses Israel auch zu einem wirklichen Volk gemacht und neben den Auszug in die Wüste den Aufbruch aus der Wüste gestellt hat, in die Geschichtswirklichkeit Kanaans und in jede Geschichtswirklichkeit mitten hinein!

Anderseits ist dieses jüdische Dasein, das sich mit dem Menschheitsweg als solchem verbunden weiß, nichts bloß Selbstgefälliges, geschweige denn nur Erfreuliches. Jesaja macht als erster die Erfahrung, daß zwar das Judentum bleibt, aber stets nur ein Rest dieses Volkes. Seitdem gilt die Lehre vom Rest, die sich immer wieder bewahrheitet hat, indem sie immer wieder erlitten worden ist. Ein Rest bleibt, gewiß! – aber anderseits: nur ein Rest!

Die jüdische Leidenskraft

Die Lehre vom Rest, der bleibt, die sich als Gericht über jede jüdische Praxis dem Faktum und Futurum dieses Volkes beigesellt, Schatten werfend, wo immer hier Licht verheißungsvoll leuchtet, hat auch ihrerseits und trotzdem die Zukunft des jüdischen Volkes mitbesiegelt. Weil es hier bahnbrechend gelang, die bittere und böse Möglichkeit des Leidens in das eigene Dasein einzubeziehen, als keine Widerlegung seiner Zukunft, sondern ihre äußerste Bestätigung. Gott selber sagt es beim Schlußgericht des Hiob-Buches. Nicht die Freunde Hiobs - die Hiob wegen seines Leidens für schuldig und sich selber, weil sie es nicht litten, für unschuldig halten wollten, verglichen mit Hiob - sondern Hiob hat «richtig geredet», der gegen sein Leiden angekämpft und es beklagt und verwünscht hat, als ein unschuldiges Leiden, das er anderseits aber auch trug, insoweit er es nicht abwenden konnte. So daß Hiob, als er litt, nicht bloß auch an seinen Freunden litt, zu allem Leiden hinzu, sondern für sie sogar mitgelitten hat, in stellvertretendem Leid. Seine abschließende Fürbitte wird deshalb zur Bedingung der Begnadigung seiner Freunde gemacht. «Mein Knecht Hiob bete für euch, denn auf ihn will ich achten. »10

Dieser Hiob oder der kollektive Hiob und Gottesknecht Israel, das jüdische Volk - wie der Christ, wenn er sein Kreuz auf sich nimmt, auf dem ihm gewiesenen Schmerzensweg individueller Leidensnachfolge - sollen zwar und mit aller Entschiedenheit gegen ihr Leiden ankämpfen, dessen Elend sie außerdem beklagen und verwünschen dürfen, weil es unschuldig erlittenes Elend ist, indem sie aber auch zu ihm bereit zu sein haben, falls sie es nicht abwenden können. Wo trotz unseres Kampfes gegen das Leiden Hiobs Leiden gelitten wird, sollten wir eines der gewichtigsten Hiobsworte dessen entscheidende zweite Hälfte auch Nelly Sachs ihren «Wohnungen des Todes» als der Vergegenwärtigung von Auschwitz vorangestellt hat - in seinem ganzen Zusammenhang ernst nehmen, mit dessen erster Hälfte sich der christliche Wortgebrauch im allgemeinen begnügt, diesem «Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!» Wenn doch geschieht, was nicht geschehen sollte, aber geschehen ist und geschieht, Hiobs Leiden, gilt von diesem Leiden dieser biblischen Nachfolge für das so geschlagene jüdische Volk und jeden hier nachfolgenden Christen die Gewißheit ebenfalls, mit der Hiob die erste Hälfte seiner Botschaft vervollständigt. «Mein Auslöser lebt, / und als der Spätgekommene wird vortreten er überm Staub, / und noch nachdem meine Haut, dies da, zerfetzt ist, / noch von meinem Fleisch aus werde ich Gott schauen. »11

Hier treten mit diesen Worten der Übertragung von Martin Buber auch das Faktum und Futurum des jüdischen Daseins und seine Bewährung durch die Praxis wieder hervor, die «überm Staub» und «vom Fleisch aus» ihres Auslösers gewiß bleibt, heute aber nach der Ansicht sehr vieler Juden genug gelitten haben will, alles vom jüdischen Volk bisher und eben noch Erlittene vor den Augen. Wohl ist auch diese Wendung nicht bloß neu. Immer wieder gab es neben der vorbehaltlosen Treue zum Auftrag des Judentums - und neben der bewußten Untreue - Versuche der Zuwendung zur Umwelt, ohne sich deswegen des eigenen Auftrags entledigen zu wollen, den diese Juden nur anders auslegen, sich dabei sogar ebenfalls auf Hiob berufen, wie - beispielsweise - Ernst Bloch. 12 Ein Aufstand, weit verbreiteter und leidenschaftlicher Aufstand gegen die Geschichte, die Leiden heraufführt, und das Leiden, das die Geschichte weiterführt, falls es im Sinne Hiobs und des Gottesknechts bei Jesaja in dieser biblischen Nachfolge gelitten wird, ist heute zur Kenntnis zu nehmen. Der Ablehnung des Leidens als einem unter keinen Umständen sinnvollen Los stimmen auch viele Israeli zu und vor allem der Großteil unserer Jugend, mit der Jugend aller Völker der Gegenwart hierin einig.

Das jüdische Zeugnis

Zuletzt und nicht zuletzt ist das Judentum Gegenwart und hat es Zukunft, weil es von seinem Anfang her - der auch den Anfang des menschheitlichen Aufbruchs in die Zukunft bildet - auf dasjenige Ende hinzielt, bei dem alle Menschen, Völker und Wesen überhaupt in den Frieden und die Freiheit und die Freude dieser Zukunft einbezogen sein werden. Dieses Ende - biblisch das «Reich Gottes» - steht in seiner Vollendung noch aus. So kann das Judentum zwar auch das Christentum - und den Islam und den Marxismus - bejahen, insofern sie für dieselbe Zukunft einstehen, die diejenige des . jüdischen Volkes ist, aber anderseits nicht aufhören, sich dagegen zu wehren, daß die Zukunft hierdurch schon vollendet sein soll, innerhalb des einen oder anderen «Neuen Bundes». Wie das Judentum die Zukunft, für die es einsteht, niemals bloß für sich verkündet hat, kann es auch nicht zulassen, daß andere sie bloß für sich und von sich aus verkünden, und als ginge es hier bloß um das Ja oder Nein zu einer Wahrheit, statt nicht auch um ihre Bewährung: eine Bewährung, die erst noch und immer noch erst verwirklicht sein will.

Dabei steht das Christentum dem Judentum in besonderer Weise nah, obgleich es ihm die Zukunft immer wieder abgesprochen hat, die es nur noch selber vertreten wollte. Denn das Christentum und nur das Christentum hat die jüdische Bibel mitübernommen, als grundlegend wegweisende Lehre. So teilt das Christentum und nur das Christentum mit dem Judentum den vollen biblischen Bogen von der Weltschöpfung bis zur Weltvollendung. Und so ließe sich, wenn das Weltalter der Monologik und Dialektik demjenigen der Dialogik endlich weicht, zwischen dem Christentum und dem Judentum das Miteinander denken, für das ich seit bald zwei Jahrzehnten die Losung einer «heilsgeschichtlichen Arbeitsteilung zwischen dem Judentum und dem Christentum» vorgeschlagen habe. 13 Dank unserer wesentlichen Ergänzung und bei unverwischter, ungemilderter Verschiedenheit ohne jede gegenseitige Relativierung - sollten und könnten Juden so immer noch bessere Juden werden, wie Christen so immer noch bessere Christen!

Wie ermutigend ist dabei, daß es vom Zweiten Vaticanum her zu einer hohen Stunde der Bestätigung dieser Losung kam, die von den am 3. Januar dieses Jahres veröffentlichten Richtlinien und Hinweisen zur Durchführung der Konzilserklärung ein weiteres Mal bestätigt worden ist. Ausdrücklich wird in diesem Zusammenhang nicht nur auf die jüdische Bibel zurückgegriffen, die Kündung Zephanjas¹⁴, sondern auch mit seinem «Schulter an Schulter» – oder, wie Buber

übersetzt, «mit geeinter Schulter» – ein Wort heilsgeschichtlicher Arbeitsteilung vor die Augen gestellt und nicht bloß einem, sondern einer Mehrzahl von Völkern zugesprochen.

Dann aber wandle den Völkern ich an eine lautere Lippe, daß sie alle ausrufen SEINEN Namen, mit geeinter Schulter ihm dienen.

Hermann Levin Goldschmidt, Zürich

Anmerkungen

¹ H. L. Goldschmidt: Die Botschaft des Judentums, Europäische Verlagsanstalt Frankfurt/M, 1960, S. 257; ² Jeremia 29,7; ³ wie ¹, S. 94; ⁴ Jesaja 61, 1; ⁵ Psalm 14, 4; 53, 5; ⁶ Vgl. H. L. Goldschmidt: Der jüdische Geschichtsweg als weltliches Zeugnis von Gott. Weltgespräch 1, Herder/Freiburg, 1967, S. 29 ff.; ⁷ wie ¹, S. 38; ⁸ I Samuel 8, 4 ff., Vgl. wie ¹, S. 19 ff.; ⁹ Vgl. ⁶, S. 31; ¹⁰ Hiob 42, 7–9; ¹¹ Hiob 19, 25, 26; ¹² Vgl. H. L. Goldschmidt: Hiob im neuzeitlichen Judentum. Weltgespräch 2, Herder/Freiburg, 1967, S. 41 ff.; ¹⁸ Vgl. H. L. Goldschmidt: Das Vermächtnis des deutschen Judentums. Europäische Verlagsanstalt Frankfurt/M, 1957, S. 129; 3. Auflage, 1965, S. 194, 235/36; ¹⁴ Zephanja 3, 9.

Gruppendynamische und religiöse Erfahrungen

Zuschrift an die Leser

Was vor wenigen Jahren noch neu und aufsehenerregend schien, mittlerweile jedoch zu einer gewissen Selbstverständlichkeit geworden ist, sind Veranstaltungen gruppendynamischer Art. Selbsterfahrungsgruppen, Sensitivity-Trainings, Encounter-Gruppen, Marathons, gruppendynamische Laboratorien, zahlreiche Namen für Veranstaltungen, deren Unterschiede trotz verschiedener Akzentuierung nicht allzu groß sind. Die Ziele ähneln sich, wie aus den Stichworten der verschiedenen Programme ersichtlich wird. Angestrebt wird beispielsweise die Verbesserung der zwischenmenschlichen Beziehungen, erhöhte Selbst- und Fremdwahrnehmung, offene Kommunikation, Abbau von Vorurteilen, Kooperation, Freisetzung schöpferischer Fähigkeiten, Steigerung der Selbstverantwortlichkeit, Überprüfung des Lebensplanes, Selbstakzeptierung der Stärken und Schwächen, Leben im Hier und Jetzt, Steigerung der Körper- und Gefühlswahrnehmung, um nur einige wenige Ziele zu nennen. Die Zielgruppe solcher Veranstaltungen ist am ehesten in der Ober- und Mittelschicht zu finden. Vorwiegend werden Ärzte, Psychotherapeuten, Psychologen, Priester, Theologen, Lehrer, Manager, Sozialarbeiter, Eheberater, Führungskräfte aus Industrie und Verwaltung angesprochen.

Als einer, der über eine gewisse Erfahrung in solcher Art Gruppenveranstaltungen verfügt, spürte ich betroffen, daß diese Erfahrungen und Erlebnisse in den Gruppen zutiefst christliche Inhalte darstellen. Diese Auffassung mag der ablehnen, der das Reden von Gott und der Kirche als Indiz für das Christ-Sein nimmt. Zugegeben, von Religion, Gott, Christus, Kirche ist kaum oder nur in einem negativen Kontext die Rede, wenn beispielsweise Teilnehmer von streng-katholischer Erziehung sprechen, wobei dies häufig ein Synonym zu sein scheint.

Ich gebrauchte den Ausdruck Betroffenheit, die mich überkam, wenn ich in Beobachtung und intensiver Teilnahme spürte, mit welchem Engagement und ehrlichem Bemühen die Teilnehmer versuchten, mehr über sich und andere zu erfahren. Die Bereitschaft, sich auf etwas Neues einzulassen, Unbekanntes zu wagen, herkömmlich vertraute Rollen in Frage zu stellen und aufzugeben, wirkte wechselseitig ermutigend.

Die starke Anteilnahme am anderen, das Gewahrwerden der eigenen Blockierung, faires Austragen von Streitigkeiten, das Erleben der Zeit in einem erfüllten Augenblick stellten eine neue, höhere Ebene dar, die die Teilnehmer betraten.

Ich erlebte diese Vorgänge positiv, spürte die Arbeit in den verschiedenen Stadien der Gruppenprozesse, die Verbreiterung der Verständigungsbasis. Wo keine Übereinstimmung zustande kam, konnte dennoch die eigene und fremde Position verstanden und akzeptiert werden als individuelle Einmaligkeit, die jede Person auszeichnet. Der Fremde von gestern, der «Feind» vor wenigen Stunden wurde vertraut, zum Nächsten. Dies aber nicht nur weil er sich verändert hatte, sondern weil auch ich bereit war, weniger feindselig, sondern offener zu sein.

Die Erlebnisse in solchen komprimierten Erfahrungen sind es, die Möglichkeiten aufzeigen, die in jedem von uns stecken und im Alltag kaum in Erscheinung treten. Abraham Maslow, neben Rodgers und Charlotte Bühler ein führender Vertreter der humanistischen Psychologie, spricht von den «peak-experiences», Grenzerfahrungen, Gipfelerlebnissen. In der dt. Ausgabe seiner «Psychologie des Seins» München 1973, Kindler, S. 94/95 nennt er Werte des Seins, die in solchen Grenzerfahrungen zu erleben sind: Ganzheit, Gerechtigkeit, Lebendigkeit, Einfachheit, Ehrlichkeit, Güte, Fröhlichkeit, Transzendenz, Vollkommenheit, Fairneß, Wahrheit, Wesentlichkeit und andere. Es handelt sich hier zweifellos um die Zielrichtung eines reichen erfüllten Lebens.

Erlebnisse solcher Werte zeigen uns auf, daß wir immer zugleich auch Möglichkeit sind. Erschreckend wird klar, welche Art sparsamen Christentums wir praktizieren. Von dem Reichtum und der Einmaligkeit unseres Lebens findet sehr wenig Ausdruck in unserem christlichen Leben, und mir kommt der Gedanke, daß eine unserer großen Sünden darin liegt, unsere Talente und Möglichkeiten zu vergraben.

Jede Begegnung mit dem Nächsten stellt eine Begegnung mit Gott dar. In den gruppendynamischen Veranstaltungen ist

Wir danken allen Abonnenten, die die Rechnung für 1974 beglichen haben. Dürfen wir die übrigen bitten, mit der Einzahlung nicht mehr länger zu säumen: Sie ersparen uns damit hohe Unkosten und Arbeitsaufwand (Mahnungen, Nachnahme).

Administration Orientierung

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebneter, Mario v. Galli, Werner Heierle, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Ø (01) 36 07 60 Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842 - Deutschland: Postscheck Stuttgart 62 90-700 (Orientierung), Zürich - Österreich: Postscheck Wien Nr. 2390-127 (Orientierung) Zürich - Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.7360 - Italien: Postcheckkonto: Roma 1/28545 (Orientierung) Zürich

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: sFr. 27.— / DM 27.— / ÖS 185.— / Lit. 7300 / FF 50.— / US\$ 12.— / übriges Ausland: sFr. 27.— + Versandkosten.

Halbjabresabonnement: sFr. 15.50 / DM 15.50 / öS 100.— / übriges Ausland: sFr. 15.50 + Versand-kosten.

Studentenabonnement: Schweiz sFr. 18.— / Ausland: DM 18.— / ÖS 110.— / Lit. 4500 / übrige Länder: sFr. 20.—

Gönnerabonnement: sFr./DM 35.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: sFr./DM 1.70 / öS 10.—

kaum eine distanzierte Haltung möglich, bzw. wird sie sehr schnell bewußt gemacht. Mit dieser Bewußtheit des Hier und Jetzt, der Verantwortlichkeit für den Augenblick, entfernen wir uns zugleich von unserem gepflegten oberflächlichen Alltagsverhalten, von dessen Indifferenz und Lauheit.

Emotionale, sensitive Äußerungen sind nicht verpönt, im Gegenteil, sie sollen das konventionelle Bewußtsein der Teilnehmer aufreißen und erweitern. Religiöse Erfahrungen sind ganz sicher nicht erklärtes Ziel der Veranstalter, doch für mich wurden sie als solche wirksam.

Das Vertrauen, das sich im einzelnen und in der Gruppe zeigt, stellt beispielsweise für mich eine unabdingbare Voraussetzung des Glaubens dar. Die Hinwendung zu den anderen und das Angenommenwerden durch die anderen, das Leid im Schmerz der Trennung, die Freude in der Versöhnung, sind dies nicht zentrale christliche Anliegen? Hinhören und Sprechen, Geben und Empfangen, ein ständiger Prozeß, der sich abspielt, lebendiges, spontanes, schöpferisches Verhalten aufzeigt und ebenfalls Inhalt des Christlichen darstellt. Die Verbindungslinien zwischen dem Verhalten in solchen Gruppen und dem vom Evangelium geforderten christlichen Weg sind meines Erachtens unübersehbar. Die Äußerung eines Priesters in einer solchen Gruppe: «Wie wir hier miteinander umgehen, ist mehr Gottesdienst, als wenn ich morgens die Messe lese», sollte nachdenklich stimmen.

Kann es wirklich nicht möglich werden, daß sich Christen durch ihren Umgang mit dem Nächsten auszeichnen? Die Wachheit des Christen, eine Bedingung sine qua non, bedarf doch erhöhter Sensitivität, ein erklärtes Ziel aller gruppendynamischen Veranstaltungen. Warum machen wir uns die Erfahrung des Religiösen im Alltag oft so schwer oder verlegen Religion auf den Sonntag? Wie deutlich müssen eigentlich die religiösen Signale sein, um einen Christen zu bewegen? Ich frage mich, ob es statthaft ist, meine persönlichen Fragen an Sie als Leser zu stellen. Gleichzeitig spüre ich meine Befürchtung und den Vorbehalt, der in einer solchen Frage wiederum liegt. Die Unterstellung, daß DU, Leser/in, Mann, Frau, Arzt, Seelsorger, Beamter, Angestellter meine Frage mißverstehen könntest.

Wir können (können wir?) lachen und weinen, singen, sprechen, klagen, sehen, hören, fühlen, riechen. Mit unserer reichen Ausstattung sind uns soviele Dinge zu tun möglich. Gleichzeitig scheuen wir so oft zurück, uns offener und freier auszudrücken – immer wieder behalten unsere Vorbehalte die Oberhand.

Ich denke an die oft wenig sakralen «Gotteshäuser», die in ihrer Kargheit die Emotionalität der Besucher töten. Gott, Jesus, die Kirche, das Christentum sind auch für den Menschen da und nicht nur umgekehrt. Und in einer Welt, die von Organisation, Kalkül, Bürokratie immer mehr erstickt, sollte die Kirche sich auszeichnen durch ihre Wärme, mit der sie den Menschen umfängt.

Unsere Glaubhaftigkeit als Christen zeigt sich im Sein, im Verhalten. Christus verhielt sich ohne Zweifel zornig und liebevoll. In den Evangelien wird immer wieder sein emotionales Verhalten sichtbar. Wir verhalten uns oft wie die Tagesschausprecher, die über Hungerkatastrophen und Kosmetikausstellung im gleichen Tonfall sprechen. Das ist wenig menschlich.

Daß gruppendynamische Veranstaltungen notwendig geworden sind, um uns aus unserer Lethargie zu rütteln und um uns reichere Verhaltensweisen aufzutun, mag manchen erschrecken, zumal für andere solche Veranstaltungen eine Art Religionsersatz zu sein scheinen. Ich sehe das Ganze als Vorraum, in dem sich – in einer neuen Weise mitmenschlicher Begegnung – die Begegnung mit Gott anzeigt.

Wilfried Merkel, Rheinfelden-Herlen